

VERTRIEBENE UND SPÄTAUSSIEDLER IN SACHSEN

29

Landesverband der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen / Schlesische Lausitz e. V.
Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen

Jahrgang 11 / Nummer 1

Frühling / Sommer 2021

Spurensuche in der Gottschee



Editorial	2
Titel	3
Spurensuche in der Gottschee	3
Nachrichten	5
Interview mit Staatsminister Oliver Schenk	7
Bericht aus den Vorständen von Stiftung und Landesverband	8
Verleihung Goldener Ehrennadeln des BdV	9
Brief des CDU-Vorsitzenden Armin Laschet	12
Ein Liederbuch entsteht	13
„Sonnenschein“ in Pandemie-Zeiten	14
Neues aus Knappenrode	14
Fundstück	14
Fluchtwagen aus Schimmerau	15
Reportage	15
Georgien, Tiflis und die Deutschen	15
Vermischtes	18
Volksabstimmung in Oberschlesien 1921	18
Aufruf: Der Klang der Heimat!	18
Aus der Heimat – für die Heimat	19
Katharina Schmidt und Elisabeth Sinowjewa	19
Robert Koch (1843–1910) – Arzt und Virologe in Wollstein, Provinz Posen	20
Erinnerung	21
75. Jahrestag der Vertreibung der Ungarn-deutschen	21
Am 27. Januar gedenken wir der Opfer des Nationalsozialismus	21
Gedenken an 80 Jahre Auflösung der Wolgarepublik	21
Drei Marjellchens aus Masuren	21
Förderverein Petersgrätz e. V.	22
Königsberg hat eine einzigartige Geschichte	23
Vertriebene Sachsen? Nachtrag zu „70 Jahre Charta der Heimatvertriebenen“	24
Zum Schmunzeln	24
Strolche aller Länder, vereinigt euch!	24
Wir gratulieren	25
Wir gedenken	28
Veranstaltungen	29
Reingelesen	30
Impressum	32

Liebe Heimatfreunde,

Machen ist wie Wollen, nur krasser – sicherlich kennen Sie diesen Spruch. Und er gilt jetzt erst recht, denn nach außen können wir weiterhin unsere Aktivitäten nicht wie bisher durchführen. Aber trotzdem lebt unser Verband, gibt es viele Kontakte über Telefon und E-mail, wird in Knappenrode kraftvoll gebaut und innerhalb unseres Verbandes fleißig publiziert. Die Ihnen vorliegende Zeitung zeichnet ein lebendiges Bild von unserem Verbandsleben. Und es ist Licht am Ende des Tunnels – mittlerweile kommt das Impfen in Schwung und so können wir berechtigt auf ein sich normalisierendes Leben ab Sommer/Herbst hoffen.

Wir wissen aber auch, dass nicht alle unsere Mitglieder bisher gut durch die Pandemie gekommen sind. Das bedrückt uns sehr und unsere Gedanken und unser Mitgefühl sind bei ihren Angehörigen. Um so wichtiger erscheint es uns daher, stets einander gewogen zu sein; für eine freundliche Seele können wir nämlich selbst sorgen und die brauchen wir zum Leben und um gesund zu bleiben. Lassen Sie uns daher stets die gute Absicht hinter dem Tun des anderen zu sehen und nicht das manchmal vielleicht falsche Wort auf die Goldwaage legen.

In unserer Zeitung erwartet Sie diesmal ein Interview mit Herrn Staatsminister Oliver Schenk; wir freuen uns sehr, dass er so klare Botschaften für unseren Verband fand. Wir haben auch eine neue Rubrik „Aus der Heimat – für die Heimat“ eingeführt, in der wir nun in jeder Ausgabe eine historische Persönlichkeit, die mit einem der ehemaligen Siedlungsgebiete verbunden ist, vorstellen sowie einen jungen Menschen, der unser Erbe bewahrt und lebendig hält. Wir hoffen, die Zeitung damit noch interessanter gestalten zu können. Überhaupt wird unsere Zeitung in Zeiten der Schutzmaßnahmen zu einer unserer wichtigsten Formen des Austauschs und des Miteinander. Das erfordert natürlich, dass Sie uns über ihre Aktivitäten auf dem Laufenden halten. Deshalb finden Sie in unserer Zeitung auch nur die landesweiten Termine.

Liebe Heimatfreunde, wir wünschen Spaß und viele Anregungen beim Lesen. Bleiben wir uns untereinander und unserer Sache verbunden.

*Herzlichst, Ihr Frank Hirche,
Landesverbandsvorsitzender,
und Ihr Dr. Jens Baumann,
Beauftragter für
Vertriebene und Spätaussiedler
im Freistaat Sachsen*



Spurensuche in der Gottschee

Gottschee? Der Name ist hierzulande unbekannt. Allenfalls ein paar Historiker oder Germanisten können etwas mit diesem Begriff anfangen. Geht es um deutsche Siedlungsgebiete und um die Vertreibungen, dann ist von dieser Landschaft fast nie die Rede. Das liegt wohl auch daran, weil es sich um eine kleine und abgeschiedene Region handelt, weit entfernt von den europäischen Metropolen, mit kleinen Bauerndörfern und nur einer namengebenden Stadt: Gottschee (slowenisch: Kočevje). Und es hat damit zu tun, dass die einheimische deutsche Bevölkerung bereits 1941/42 durch Zwangsumsiedlung des nationalsozialistischen deutschen Staates ihre Heimat verlor – und nicht erst durch die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs. Die Gottschee liegt im Süden der Republik Slowenien nahe der Grenze zu Kroatien, etwa eine Stunde Autofahrt von der Hauptstadt Laibach (Ljubljana) entfernt. Es ist eine Halbkarstlandschaft, geprägt vom Hornwald (Kočevski Rog), einem bis zu 1100 Meter hohen Waldgebirge, in das sich breite Flusstäler eingeschnitten haben. Wer heute in dieser Landschaft unterwegs ist, wird kaum auf Hinweise darauf stoßen, dass sich hier einst eine deutsche Sprachinsel befand. Denn es gibt keine offiziellen Ausschielderungen in deutscher Sprache und nur wenige versteckte Hinweistafeln, die z. B. auf die nach 1941 zerstörten Dörfer hinweisen. Wer die Landschaft mit wachen Augen erkunden will, benötigt Hintergrundwissen.

Die Gottschee ist ein Teil des historischen Herzogtums Krain und gehörte ab dem 15. Jahrhundert zum Herrschaftsbereich der Habsburger. Zuvor übten die Grafen von Ortenburg und der Patriarch von Aquileja die Landesherrschaft aus. Diese riefen ab dem frühen 14. Jahrhundert Siedler zur Kolonisierung des unwirtlichen Waldlandes. Die Zuwanderer kamen aus Kärnten und Osttirol, den Stammländern der Ortenburger, doch beteiligten sich auch slowenischsprachige Siedler. Als der Zustrom aus Kärnten abbrach, wurden auch Siedler aus Franken und Thüringen angeworben. Nach alter Überlieferung wird das Jahr 1330 als Beginn der deutschen Besiedlung angegeben. Aus den Zuwanderern verschiedener Ethnien formierte sich eine Mischbevölkerung, in der sich ein oberdeutscher Dialekt als Umgangssprache durchsetzte. Die Gottschee wurde dadurch zu einer deutschen Sprachinsel – Insel deshalb, weil das Siedlungsgebiet rundherum von slawischsprachigen Gebieten umgeben ist. Der geschlossene deutsche Sprachraum begann rund 100 Kilometer weiter im Norden in Kärnten und in der Oberkrain. Das Gottschee-Deutsch (Eigenbezeichnung: Göttscheabarisch) ist eine südbairische Mundart, die aufgrund der isolierten Lage des Siedlungsgebiets eine eigenständige Entwicklung genommen hat. Nahezu alle Konsonanten, Vokale und Umlaute werden anders ausgesprochen als im Hochdeutschen. So wird e zu a, o zu einem unbetonten e, b zu p und w zu b. Diese Sprache ist aber stets nur eine Umgangssprache gewesen, die man nicht aufgeschrieben hat. Erst im 20. Jahrhundert wurde versucht, dass Gottscheerisch in Wörterbüchern festzuhalten.



Inschrift in Deutsch und Gottscheerisch an einer Kapelle auf dem Friedhof Trata in Gottschee (Kočevje), 1989

Die Siedler lebten in rund 180 Dörfern. Das Ackerland musste mühsam dem Hornwald abgerungen werden. Die Siedlungsfläche machte maximal nur zehn Prozent aus, der Rest des Gebirgslandes blieb von Wald bedeckt. Die Menschen lebten von der Land- und Forstwirtschaft – und vom Wanderhandel. Denn 1492 hatte Kaiser Friedrich III. den Bewohnern des Gottscheegebiets in Anerkennung erlittener Verluste durch den Einfall der Türken ein sogenanntes „Hausierpatent“ erteilt. Der Wander- oder Hausierhandel brachte einen wichtigen Zuverdienst. Etwa sieben Prozent der Männer brachen im Herbst auf und transportierten auf Kiepen verschiedenste Waren in alle Teile des Habsburgerreiches. Gehandelt wurde mit Haushaltswaren, Glas, Schnitzereien, Südfrüchten, Backwaren oder türkischem Honig. Etwa zu Ostern kehrten die Händler in ihre Heimatdörfer zurück. Da das „Hausierpatent“ von 1492 eine Geldzahlung verbot, entwickelte sich – neben dem Bezahlen mit Geld, das dennoch üblich war – eine besondere Form des Glücksspiels. Die Händler boten ein Zahlenlotto an. Ein Interessierter konnte für den halben Preis der von ihm gewünschten Ware ein Los kaufen. Gewann er, erhielt er die Ware, verlor er, behielt der Wanderhändler den Einsatz. Der Handel sorgte dafür, dass die Gottscheer neben ihrem heimischen Dialekt oft auch mehrere andere Sprachen beherrschten. Die Bewohner des Gottscheegebiets waren gute Katholiken und loyale Untertanen der Habsburger-Kaiser. Jedoch wehrte man sich in zahlreichen Bauernaufständen gegen die hohe Abgabenlast, die der örtliche Grundherr erhob. Das ganze Gottschee-Gebiet gehörte seit 1641 den Fürsten von Auersperg, die in der Stadt Gottschee eine große barocke Schlossanlage errichteten. 1791 erhob Kaiser Leopold II. die Gottschee zum Herzogtum und den Fürsten von Auersperg zum Herzog.

Der moderne Nationalismus, der sich im 19. Jahrhundert in allen Teilen Europas entwickelte, beeinträchtigte auch das friedliche Zusammenleben von slowenisch- und deutschsprachigen Einwohnern des Herzogtums Krain einschließlich der Gottschee. Es formierte sich eine slowenische Nationalbewegung, der sich auch deutsche Gottscheer anschlossen, etwa Peter Kosler, der 1854 die



© ZKG

Die Altstadt von Gottschee (Kočevje) liegt in einer Schleife des Flusses Rinse (Rinža). Die 1901 bis 1903 erbaute katholische Bartholomäuskirche ist erhalten, das Schloss nicht.

erste Karte eines slowenischen Nationalstaates zeichnete. Zu echten Nationalitätenkonflikten kam es aber erst nach dem Zusammenbruch der Habsburger-Monarchie. Die Krain wurde dem Staat der Serben, Kroaten und Slowenen angegliedert, einem südslawischen Vielvölkerstaat, der seit 1929 Königreich Jugoslawien hieß. Unter den Nachfolgestaaten von Österreich-Ungarn war Jugoslawien das Land mit den schlechtesten Bedingungen für die deutsche Minderheit. Das betraf auch die Gottschee. Die deutschen Schulen wurden nach und nach geschlossen, deutsche Vereine verboten. Es wundert nicht, dass diese Unterdrückung regionaler sprachlicher Eigenheiten zu einem volkstumsbezogenen Nationalismus führte. Die „Volksgruppe“ stand zusammen in einem „Abwehrkampf“ gegen die slawischen „Überfremdung“.

Wirtschaftliche Not hatte seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreicher Bauernfamilien aus der Gottschee geführt. Haupteinwanderungsgebiet war die USA, wo sich zahlreiche gottscheedeutsche Vereine bildeten. Viele dieser Heimatvereine bestehen noch heute. Sie sorgten dafür, dass eine gottscheedeutsche Identität auch außerhalb der Heimatregion erhalten blieb.

Unter dem Eindruck des „Anschlusses“ von Österreich 1938 an das Deutsche Reich wandten sich viele Gottscheedeutsche dem Nationalsozialismus zu. Sie bejubelten Adolf Hitler und stimmten in die Forderung vieler deutscher Minderheiten nach einem „Heim ins Reich“ ein. Als im April 1941 deutsche und italienische Truppen Jugoslawien besetzten, glaubten viele Gottscheer an eine „Erlösung“. Doch die Ernüchterung kam bald: Mussolini forderte den Großteil Sloweniens für sich und gliederte die Provinz Laibach (Provincia di Lubiana) samt der Gottschee an das Königreich Italien an. Heinrich Himmler hatte als „Reichskommissar zur Festigung des deutschen Volkstums“ längst eine Umsiedlung der Gottscheer beschlossen. Die Volksgruppe sollte sich an der „Südost-

grenze des Reiches“ bewähren. Viele zögerten, weil sie ihre Heimat nicht verlassen wollten, aber unter dem Eindruck einer bevorstehenden Italianisierung der Gottschee stimmten 95 Prozent der Gottscheedeutschen einer Aussiedlung zu. Bei der Eintragung in die Aussiedlungslisten wussten die Betroffenen aber noch nicht, wohin es gehen sollte – viele glaubten an eine Ansiedlung im deutschsprachigen Osttirol. Erst als die Transporte im November 1941 begannen, wurde die Ansiedlungsregion bekannt: Die Gottscheedeutschen wurden in die Untersteiermark im Südosten Sloweniens gebracht, in eine Gegend nahe der kroatischen Grenze, die zur Angliederung an das Deutsche Reich vorgesehen war. Die slowenische Bevölkerung dieses Gebietes um Rann (Brežice) war zuvor zur Zwangsarbeit ins Reich abtransportiert worden. Himmler behandelte die Gottscheedeutschen als „Verschiebemasse“ bei seinem Plan einer „Umvolkung“ Europas. Die menschlichen Schicksale waren ihm egal. Von der Umsiedlung waren rund 11.200 Siedler betroffen, während mehrere Hundert Gottscheer vor allem aus den Dörfern im Mochnitzetal in der alten Heimat blieben.

Die weitgehend entsiedelte Gottschee war in den folgenden Jahren eine wichtige Basis der jugoslawischen Partisanen. Ausgehend von getarnten Basen im Hornwald, griffen sie die italienische und deutsche Besatzungsmacht an. Die Partisanen kontrollierten das Gebirgsland und nahmen schließlich auch die Stadt Gottschee ein. Beim Gegenangriff der Wehrmacht und der slowenischen Heimwehr im Dezember 1943 wurde die Altstadt einschließlich des Schlosses der Herzöge von Auersperg vernichtet. Die Wehrmacht hielt die Stadt Gottschee bis kurz vor Kriegsende. Nach dem Sieg des „Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens“ nahmen die Tito-Partisanen in den weitgehend unzugänglichen Waldgebieten Massenerschießungen von Slowenen und Kroaten vor, die mit der Besatzungsmacht verbündet gewesen waren. Die



Hinweistafel auf das Zentrum des Gottscheer Altsiedlervereins in Krapflern (Občice)

Toten wurden einfach in Karstschluchten hineingeworfen. Die jugoslawische Armee richtete im Hornwald ein großflächiges Sperrgebiet ein. Die Dörfer, die in diesem Speergebiet lagen, wurden aufgegeben, die Bauernhöfe, Kirchen und Friedhöfe vernichtet. Dadurch gingen etwa 40 Orte verloren. Die Dörfer außerhalb der Sperrzone sowie die Stadt Gottschee wurden neu besiedelt.

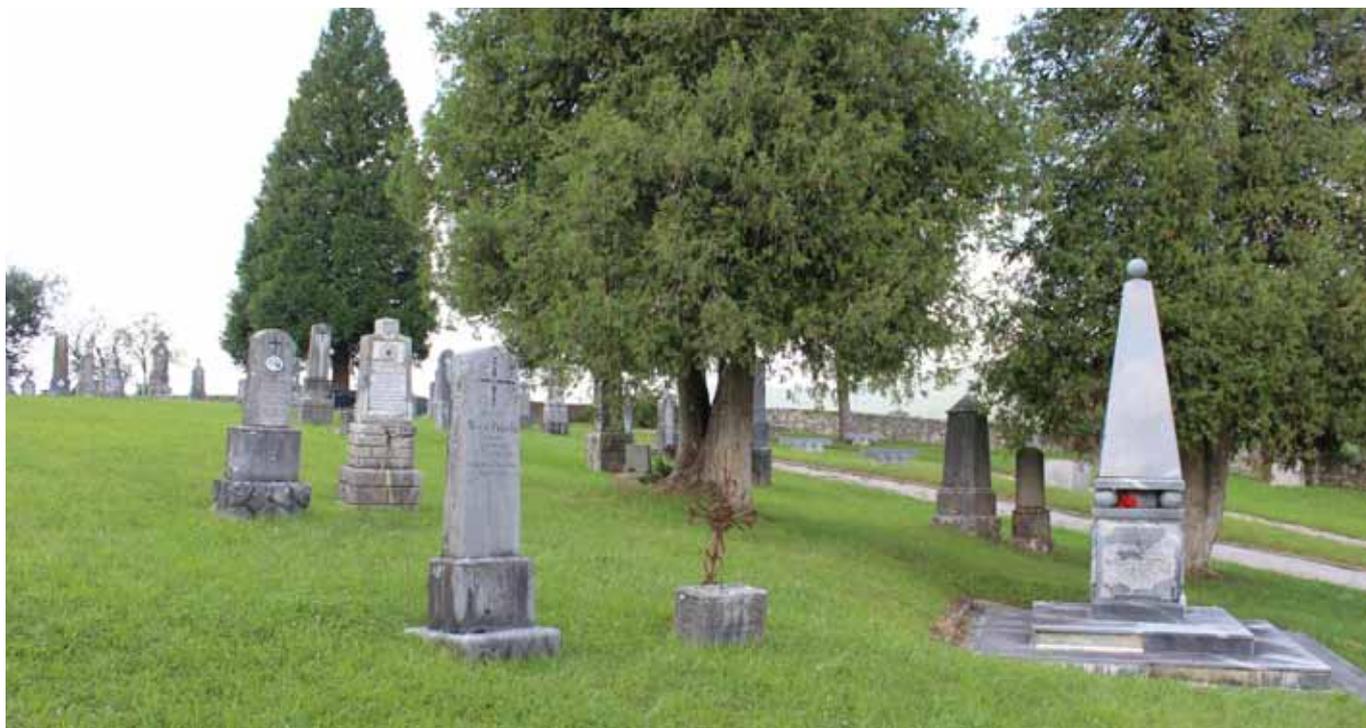
Die in der Südsteiermark angesiedelten Gottscheedeutschen kamen nach Kriegsende in jugoslawische Lager, wo sie Hunger und Krankheiten ausgesetzt waren. Im Oktober 1945 wurden rund 10.000 Ausgesiedelte nach Österreich abgeschoben. Dort wurden sie nicht mit offenen Armen empfangen, sondern kamen überwiegend ebenfalls in Lager. Einige fanden Zuflucht in Österreich oder in Süddeutschland. 1950 wanderte der überwiegende Teil der in den Lagern gebliebenen Gottscheedeutschen in die USA, nach Kanada oder Australien aus.

In der 1991 gegründeten Republik Slowenien leben nur noch wenige Gottscheedeutsche. Es sind die Nachfahren der rund 300 bis 600 Einheimischen, die 1941 keiner Ausiedlung zustimmten. Sie sind alle gut in die slowenische Gesellschaft integriert. Die Slowenen mit deutscher Tradition teilen sich aber in zwei Lager: Der Gottscheer Altsiedlerverein und der Gottscheer Verein Peter Kosler stehen sich spinnfeind gegenüber und sprechen der jeweils anderen Gruppe das Recht ab, die deutsche Minderheit zu vertreten. Die Republik Slowenien garantiert zwar, dass sich jeder Staatsbürger zu seiner Nationalität bekennen

darf, hat aber die deutsche Minderheit nicht anerkannt. Das bedeutet, dass es keine staatliche Förderung zu Erhalt von Sprache und Kultur gibt. Zwischenzeitlich wurde in einigen Schulen Deutsch- und Gottscheedeutsch-Unterricht angeboten, doch ist dieses Programm wieder eingestellt worden. Der Gottscheer Altsiedlerverein fordert die Anerkennung der Deutschen als nationale Minderheit. Das Gottscheedeutsche ist inzwischen eine bedrohte Sprache, der Dialekt wird nur noch von wenigen älteren Menschen gesprochen.

Die Erinnerung an das Erbe der Gottscheer wird nur von wenigen Einrichtungen aufrechterhalten. In Gottschee selbst kann man ein Regionalmuseum (Pokrajinski muzej Kočevje) besichtigen. Dort wird – ausschließlich in slowenischer Sprache – auch auf die deutsche Geschichte des Gottscheegebiets hingewiesen. Im Ortszentrum selbst, wo eine stattliche katholische Kirche aus dem frühen 20. Jahrhundert als letztes Relikt an die Altstadt erinnert, fehlen Hinweise auf die Gottscheedeutschen. Lediglich im Vorort Trata befindet sich an einer Friedhofskapelle nahe der Fronleichnamskirche eine bereits 1989 gestiftete Gedenktafel in deutscher Sprache, die an das Siedlungsgebiet der Gottscheedeutschen erinnert. Beigefügt ist auch ein Spruch in Gottscheer Mundart.

Im Hornwald sind mehrere frühere Dorflagen durch Schilder gekennzeichnet. Typisch ist die Erinnerungstafel an das Dorf Steinwand (Podstenice), denn die Beschriftung ist slowenisch, die Zusammenfassung englisch, wäh-



© ZKG

Friedhof in Altlag (Stari Log)

rend ein deutscher Text fehlt. Beschriftungen in deutscher Sprache im öffentlichen Raum Sloweniens sind eine große Seltenheit. Deutsche Ortsnamen werden immer vermieden, selbst in touristischen Veröffentlichungen.

Eine seltene Ausnahme ist die Hinweistafel des Gottscheer Altsiedlervereins in Kraftlern (Občice). Der Verein betreibt dort ein Kulturzentrum und sammelt volkskundliche Objekte und landwirtschaftliche Geräte, etwa Bienenbeuten. Die Arbeit des Vereins wird u. a. von Gottscheern aus den USA unterstützt. Die Einrichtung für die Erhaltung des Kulturerbes Moschnitze (Zavod za ohranitev kulturne dediščine Mošnice) hat Kinderbücher, ein Liederbuch und ein Wörterbuch „Bearterpiechla göttsecharisch-kroinarisch“ veröffentlicht, um die Sprache der jüngeren Generation weiterzugeben.

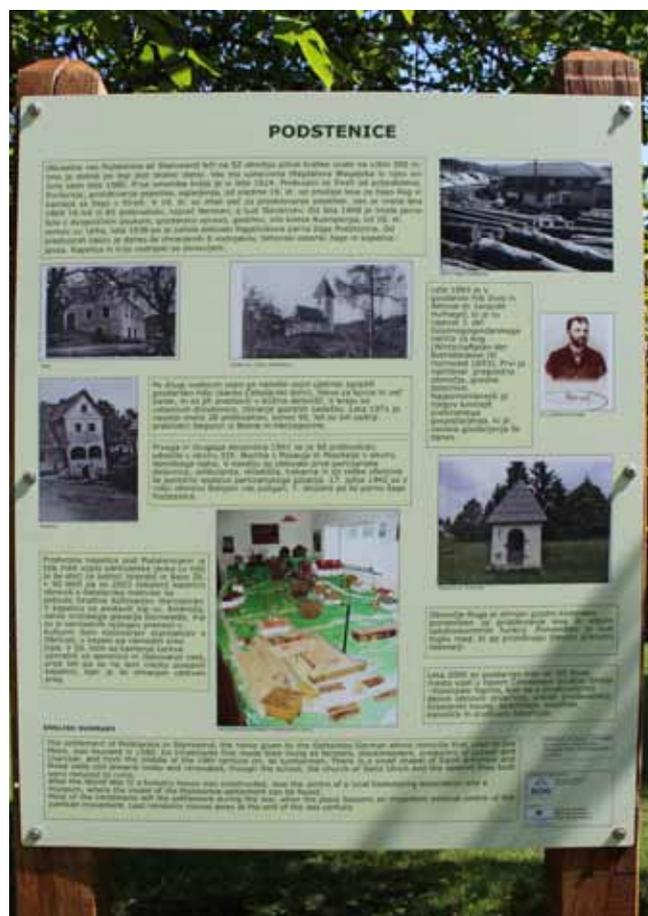
Erinnerungsorte sind auch die Friedhöfe. Der Friedhof in Altlag (Stari Log) zeichnet sich durch einen gepflegten Zustand aus. Die Grabsteine wurden wieder aufgerichtet und restauriert, die Grasfläche wird regelmäßig gemäht. Ein Obelisk mit Aufschriften in deutscher und slowenischer Sprache und Gottscheer Mundart erinnert an „alle Toten des Gottscheer Landes, die in der Heimat ruhen“. Ebenfalls sehr gepflegt ist der Friedhof in Nesselstal (Koprivnik). In den noch besiedelten Dörfern sind die katholischen Dorfkirchen erhalten geblieben, die überwiegend aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammen.

Noch mangelt es an einer touristischen Erschließung der abgelegenen Region. Aber das deutsche Erbe der Gottscheer kann durchaus eine Möglichkeit, um Besucher in das Waldland zu holen, die einerseits Erholung suchen, andererseits aber die kulturelle Vielfalt Sloweniens kennenlernen wollen.

Für das Gottscheerisch wird es wohl keine Rettung geben. Da die Sprache keine aktive Umgangssprache mehr ist,

weder in Slowenien noch innerhalb der Gottscheer-Vereine in den USA, wird sie wohl in absehbarer Zeit endgültig verklingen.

Dr. Matthias Donath



© ZKG

Hinweistafel auf das verschwundene Dorf Steinwand (Podstenice)

Interview mit Staatsminister Oliver Schenk, Chef der Staatskanzlei, Staatsminister für Bundesangelegenheiten und Medien

Sehr geehrter Herr Staatsminister, als Chef der Staatskanzlei und Staatsminister für Bundesangelegenheiten und Medien sind Sie auch immer wieder mit der Thematik der Flüchtlinge und Vertriebenen konfrontiert. 1945 verloren ca. 12 Millionen Deutsche durch Flucht und Vertreibung ihre angestammte Heimat. Ca. eine Million fand auf dem Gebiet des heutigen Freistaates Sachsen zunächst Aufnahme und viele von ihnen später eine neue Heimat, so dass heute geschätzt noch jeder sechste Sachse familiäre Wurzeln von Vertriebenen hat. Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie diese Zahlen hören?

Die Vertriebenen haben sprichwörtlich mit ihrer eigenen Hände Arbeit Deutschland und damit auch Sachsen wieder aufgebaut und sich selbst eine Heimat aus dem Nichts geschaffen. Dies ist für mich auch noch heute beispielgebend. Mir geht dabei oft die Bedeutung von Heimat durch den Kopf, denn nur wer sich beheimatet fühlt, wird sich für unsere Gesellschaft einsetzen. Lebendige Vereine zeugen von solchem Engagement, weil sie ein Ort der Begegnung und Erzählung sind. Übrigens gehören für mich auch immer die Spätaussiedler mit hinzu, die ebenfalls dieses Land mitgestalten.

In der DDR durften die Vertriebenen nicht über ihr Schicksal sprechen. Sie wurden verharmlosend als Umsiedler bezeichnet, ihre Herkunft gänzlich tabuisiert. Erst nach 1990 konnten sie ihre eigene Geschichte erzählen. Der Freistaat Sachsen hat sich von Beginn zu diesem Erbe bekannt. Wie sieht der Freistaat künftig sein Verhältnis zu dieser Bevölkerungsgruppe, wie will er mit diesem Erbe umgehen?

Der Freistaat bekannte und bekennt sich zu seiner Verpflichtung, die im Bundesvertriebenengesetz verankert ist. Sachsen hat als einziges der neuen Bundesländer einen Gedenktag für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung, immer am zweiten Sonntag im September, eingeführt. Außerdem haben wir seit 2018 einen Beauftragten für Vertriebene und Spätaussiedler ernannt. Die konstante Förderung versuchen wir auch in diesen finanziell besonders herausfordernden Zeiten noch etwas zu steigern. Auch der Koalitionsvertrag ist ein starkes Zeichen der Wertschätzung – ich denke an den Beirat, der noch einzusetzen ist, und vor allem an das außerschulische Bildungs- und Begegnungszentrum „Transferraum Heimat“ in Knappenrode. Uns geht es also nicht nur um eine museale Bewahrung, sondern insbesondere auch um Bildung. Und Bildung ist ein Zukunftsthema – die Ver-



triebenen und Spätaussiedler sind für mich weiterhin damit im politischen Prozess abzubilden. Übrigens finde ich den im letzten Jahr erstmalig verliehenen ZukunftErbe-Preis ein starkes Signal.

Sie sprachen es gerade an, sowohl der Landesverband als auch die Stiftung vereint nicht lediglich die Vertriebenen, sondern auch die sogenannten Spätaussiedler, also Deutsche, deren Vorfahren im 18. und 19. Jahrhundert nach Russland ausgewandert sind und die dann unter Stalin eine Kollektivschuld abtragen mussten und größtenteils in das heutige Kasachstan und Kirgistan zwangsdeportiert wurden. Sie kehren verstärkt seit den 1990er Jahren in die Heimat ihrer Vorfäter zurück. Viele kamen bereits in den 1980er Jahren in die damalige DDR und hatten große Schwierigkeiten. Auch im Einigungsvertrag sind sie mehr oder weniger vergessen. Wie kann der Freistaat ihnen helfen?

Über das Sozialministerium erfahren Neuankommlinge vielfältige Unterstützung. In der Person des Beauftragten für Vertriebene und Spätaussiedler gibt es für sie einen wichtigen Ansprechpartner. Er hat ebenso die Aufgabe, die Spätaussiedler bei der Bewahrung ihres speziellen

kulturellen Erbes als auch in der grenzüberbrückenden Zusammenarbeit zu fördern und zu begleiten. 2019 hatte ich selbst die Gelegenheit, mich von der Sinnhaftigkeit der Büros und Begegnungszentren in den drei großen Städten informieren zu können – ich möchte, dass diese auch zukünftig funktionieren. Der Freistaat Sachsen unterstützt zudem auf Bundesebene Bemühungen zur Klärung der Rentenfrage. Und wir werden, über den Beauftragten, auch das diesjährige Gedenken an den 80. Jahrestag der Auflösung der Wolgarepublik würdig begehen.

In Knappenrode entsteht auf dem Gelände der Energiefabrik unter der Ägide der Stiftung „Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen“ der von Ihnen schon genannte „Transferraum Heimat“. Wie finden Sie das Vorhaben?

Ich erhoffe mir eine moderne Einrichtung von deutschlandweiter Ausstrahlung. Über das Konzept habe ich mich informiert – ich lese da Stichworte wie innovative Informationszugänge, eine Zugreise im Virtual Reality Format, der unterschiedliche Umgang mit den Vertriebenen in Ost und West. Das finde ich sehr ansprechend. Zudem ist mir wichtig, dass der Erzählstrang über das Jahr 1990 und die friedliche Wiedervereinigung hinaus weitergeführt wird, letztlich mit dem Ankerpunkt 2006, als mit dem Schengener Abkommen eine europäische Regelung zum Umgang mit Flüchtlingen und Vertriebenen gefunden wurde. Dies ist eine gute Klammer. Deshalb ist für mich dieser Ort ein Bildungszentrum – er wird ja auch einen Unterrichtsraum enthalten – der auch feste Strukturen braucht. Knappenrode soll eine dauerhafte Bereicherung der Bildungslandschaft werden.

Was ist Ihnen noch wichtig, was wollen Sie den Lesern mit auf den Weg geben?

Erstens denke ich gern an das Gespräch im Mai 2019. Dieses will ich gern fortführen – aufgrund der Pandemie



Dr. Jens Baumann während der Videokonferenz

erst einmal als Videokonferenz. Im weiteren Jahresverlauf hoffentlich auch wieder als gemeinsamer Austausch vor Ort. Ich nehme viel mit aus solchen Begegnungen. Zweitens möchte ich mir das Bildungszentrum in Knappenrode anschauen. Und Drittens: Bleiben Sie alle gesund und optimistisch. Für die Staatsregierung sind und bleiben der Landesverband und die Stiftung wichtige Partner.

*Das Gespräch führte per Videokonferenz
Dr. Jens Baumann*

Bericht aus den Vorständen von Stiftung und Landesverband

Die Corona-Pandemie hat uns weiter fest im Griff und damit auch die entsprechenden Schutzmaßnahmen. So konnten wir auch entgegen unserer Planungen die Sitzung des Stiftungsrates der Stiftung „Erinnerung, Begegnung, Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen“ nicht in Präsenzform durchführen, sondern mussten auf das hoffentlich nicht irgendwann zum Standard werdende Videomeeting ausweichen. Gleichwohl bietet dieser Austausch wichtige Anregungen. Dort wurden verschiedenste Themen wie Haushalts- und Satzungsfragen angesprochen. Auch die konstituierende Sitzung des Stiftungsbeirats wurde ein Opfer der Schutzmaßnahmen und musste verschoben werden. Somit wird die Zeitung zu einem wichtigen Kommunikationsmittel untereinander. Insofern freuen wir uns, dass wieder eine gewichtige Zeitung mit vielen Informationen vorgelegt werden kann.

Auch unser Liederbuch erfreut sich eines kaum erwarteten Interesses (siehe dazu den nachstehenden Beitrag), allerdings vor allem außerhalb unseres Mitgliederkreises, was dann doch wieder etwas betretene Mienen hervorruft...

In Kürze wird auch unsere Webseite freigeschaltet werden, wo sie sich dann aktuell über die Aktivitäten der einzelnen Verbände informieren können.

Apropos Termine: wie wir schon befürchtet haben, müssen wir mit dem neuen Bundesinfektionsschutzgesetz unseren Landesverbandstag vom 5. Juni auf den 10. Juli im Pentahotel Chemnitz verlegen. Auch das Chöretreffen müssen wir vom 27. Juni auf den 3. Oktober in Reichenbach/OL in Verbindung mit dem Erntedankfest verschieben. Die Kirchgemeinde bittet uns, heimatliches Brauchtum zum Erntedank vorzustellen und auch typisches Gebäck mitzubringen – bitte die Absprachen über den Beauftragten.

Die Baumaßnahmen und Gestaltung unserer außerschulischen Bildungs- und Begegnungsstätte Transferraum Heimat in Knappenrode mitsamt der Außenstelle der Seabreeze kommen gut voran; die Teileröffnung am 12. September anlässlich des Sächsischen Gedenktages für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung sollten Sie sich fest einplanen. Mit der Teileröffnung in Knappenrode werden wir eine starke Stiftung mit einer starken Botschaft haben – dafür arbeiten wir derzeit unermüdlich und dafür danken wir allen Mitwirkenden, die derzeit mit uns eine besondere Last und Verantwortung tragen: Claudia Florian, Dr. Lars-Arne Dannenberg, Falk Drechsel, Prof. Frank-Lothar Kroll, Dr. Manfred Hellmund, Friedrich Zempel.

Und bitte nicht vergessen: Auch dieses Jahr verleihen wir wieder den ZukunftErbe-Preis. Vorschläge mit Begründung sind bis zum 30. Juni 2021 möglich.

Der französische Staatsmann Talleyrand-Périgord sagte wohl einmal sinngemäß: Ein gutes Gewissen zu haben, ist doch schließlich nur eine Frage der persönlichen Energie – und von Thomas von Aquin stammt die Überlegung: Alles, was gegen das Gewissen geschieht, ist Sünde. Achten wir auf unser Gewissen!

*Frank Hirche, Landesverbandsvorsitzender
Dr. Jens Baumann,
Beauftragter für Vertriebene
und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen*

Verleihung Goldener Ehrennadeln des BdV

Im Rahmen einer Stifternversammlung der Stiftung Erinnerung, Begegnung, Integration am 17.10.2020 in Dresden übergab Herr Frank Hirche als Vorsitzender des Landesverbandes die posthum an Mario Morgner verliehene Goldene Ehrennadel des BdV der Familie Morgner. Als Beauftragter der Sächsischen Staatsregierung für Vertriebene und Spät-

aussiedler würdigte Dr. Jens Baumann Herrn Morgners Verdienste. Weiter überreichte Herr Hirche eine Goldene Ehrennadel des BdV an Friedrich Zempel. Hier folgen die von Prof. Dr. Winfried Schirotzek gehaltene Laudatio auf Mario Morgner und eine erweiterte Fassung der von Herr Hirche gehaltenen Laudatio auf Friedrich Zempel.

Verleihung der Goldenen Ehrennadel an Friedrich Zempel

Für sein jahrzehntelanges herausragendes Engagement für deutsche Flüchtlinge, Vertriebene und Spätaussiedler erhielt Herr Friedrich Zempel die Goldene Ehrennadel des BdV. Das Folgende ist eine erweiterte Fassung der Laudatio, die der Vorsitzende des Landesverbandes, Frank Hirche, gehalten hat.

Zur Person

Friedrich Zempel wurde am 27. Mai 1945 in Hohne, Kreis Celle, geboren. Seine Eltern gehörten zur deutschen Minderheit im Posener Land, wo sie ein Gut besaßen. Zu den dort beschäftigten polnischen Arbeitern pflegten sie gute Beziehungen. Diese Herkunft prägte Friedrich Zempel nachhaltig. Darauf wird noch einzugehen sein.

Nach dem Studium der Rechts- und Sozialwissenschaften in Erlangen und Göttingen war Herr Zempel in verschiedenen leitenden Positionen als Verwaltungsbeamter und als Dozent an einer Verwaltungshochschule in Niedersachsen tätig. Nach der Friedlichen Revolution in der DDR kam er nach Sachsen, wo er im Sächsischen Staatministerium für Wissenschaft und Kunst bis zur Pensionierung Referatsleiter war.

Tätigkeit in Westdeutschland

Als 18-Jähriger trat Friedrich Zempel in den BdV in Hohne ein und hielt zum Tag der Heimat seine erste Rede. Von

da an riss sein ehrenamtliches Wirken für Vertriebene und Spätaussiedler nicht mehr ab. Von seinen vielfältigen Aktivitäten in Westdeutschland seien hier nur einige stichwortartig genannt:

- 1967 bis 1970 Redakteur der Jugendseite in der Monatszeitschrift „Posener Stimmen“.
- 1977 bis 1980 Bundesvorsitzender der LM Ostpreußen.
- 1980 bis 1985 Leiter des Collegium Albertinum (Studentenwohnheim und Seminarstätte). Das Collegium wird von der Gemeinnützigen Gesellschaft Albertinum in Göttingen unterhalten, die sich der Pflege der geistigen Traditionen der Königsberger Universität verpflichtet fühlt.

Neben seinen politisch-kulturellen Aktivitäten ist für Herrn Zempel das soziale Engagement ein Herzensanliegen. Bereits 1968 begann er, Spätaussiedlern und Vertriebenen rechtliche Beratung bis hin zur Prozessführung zu geben. In diesem Sinne wirkte er auch als leitender Verwaltungsbeamter, indem er über das erwartbare Maß hinaus gegen Benachteiligungen ankämpfte. So setzte er sich als Rechtsdezernent der Wissenschaftlichen Prüfungsämter für das Lehramt in Niedersachsen in besonderer Weise für Akademiker aus dem Osten ein. Deren Graduierungen wurden an westdeutschen Universitäten häufig sehr

skeptisch bewertet. Ein spektakuläres Beispiel ist Herr Zempel Einsatz für den russischen Germanisten und Literaturwissenschaftler Lew Kopelew, der nach seiner Ausbürgerung aus der Sowjetunion in Westdeutschland lebte. Mit einem Rechtsgutachten konnte Herr Zempel durchsetzen, dass Kopelews Nachweise für seine Lehrtätigkeit in der UdSSR als äquivalent zu den Nachweisen eines westdeutschen Professors angesehen wurden, und er erteilte Kopelew die Prüfungsberechtigung für Lehramtsstudenten des Slawistik-Studienganges. Dieser Rechtsauffassung schloss sich die Universität Göttingen schließlich an.

Tätigkeit im Freistaat Sachsen

Auch als Referatsleiter im Sächsischen Staatministerium für Wissenschaft und Kunst widmete sich Herr Zempel sozialen Aspekten. So konzipierte er ein Georgius-Agricola-Stipendium für Studenten aus den östlichen Nachbarstaaten mit der Auflage, nach Abschluss des Studiums in das Heimatland zurückzukehren, um dort dem Aufbau der Wirtschaft zu dienen.

Friedrich Zempels ehrenamtliches Engagement für Vertriebene und Spätaussiedler in Sachsen ist beispiellos; auch dies kann hier nur skizziert werden. Zuvor ein kurzer Rückblick: Der bald nach dem Mauerfall gegründete BdV-Landesverband Sachsen musste 2001 Insolvenz anmelden. Nun drohte die landesweite Vertriebenenarbeit zu erliegen. In dieser Situation sorgte zunächst der Kreisverband Freiberg für die Weiterführung der Arbeit auf Landesebene. 2009 wurde für diese Arbeit der Verein Erinnerung und Begegnung e. V. (EuB) gegründet. Insbesondere ist der Verein der Träger des Hauses der Heimat (HdH), das 2009 von Innenminister Markus Ulbig in Reichenbach/Oberlausitz eröffnet wurde. Zur dauerhaften Bewahrung des Sammlungsgutes des HdH gründete der Verein EuB im Herbst 2010 die Stiftung Erinnerung, Begegnung, Integration. Schließlich wurde 2011 der Landesverband der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen/Schlesische Lausitz e. V. geschaffen.

In allen diesen Strukturen nimmt Herr Zempel Leitungsaufgaben wahr: Er war Vorsitzender des Stiftungsvorstandes und ist nunmehr Vorsitzender des Stiftungsrates, er ist erster Vorsitzender des Vereins Erinnerung und Begegnung und er ist Mitglied des Vorstands des Landesverbandes. Das ist zunächst nur eine magere Aufzählung von Funktionen – entscheidend ist, was Herr Zempel daraus macht: Er erarbeitete nicht nur die entsprechenden Konzeptionen und Satzungen, sondern er ist auch der maßgebliche Ideen- und Impulsgeber. Dank seiner Erfahrungen als Jurist und Verwaltungsfachmann hat er entscheidend dazu beigetragen, dass es in Sachsen (wieder) eine stabile und niveauvolle Vertriebenenarbeit gibt.

In enger Abstimmung mit Herrn Dr. Baumann, der als Beauftragter der Sächsischen Staatsregierung die Förderung von Projekten bescheidet, konzipiert Herr Zempel vielfältige Maßnahmen und sorgt für deren Umsetzung. Stellvertretend seine hier folgende genannt:

- Friedrich Zempel ist an der Gestaltung des jährlich stattfindenden Sächsischen Gedenktages für die Opfer von Flucht, Vertreibung und Zwangsumsiedlung

maßgeblich beteiligt. Gleiches gilt für die Konzipierung des Tages der Heimat und des Treffens von Vertriebenenchor, wozu stets auch Chöre und Tanzgruppen aus Polen eingeladen werden.

- Die jüngste Ausstellung des Vereins EuB – „Nation und Minderheit in Europa im 19. und 20. Jahrhundert“ – ist Herrn Zempel auf Grund seiner Herkunft ein besonderes Anliegen. An einer Podiumsdiskussion zu diesem Thema im Schlesischen Museum zu Görlitz nahm er als Diskutant teil.
- Angeregt und organisiert von Herrn Zempel, führt der Verein EuB jährlich Vortragsveranstaltungen durch, in denen einzelne Aspekte der Geschichte und Kultur der Deutschen im Osten behandelt werden. Dazu gewinnt Herr Zempel in der Regel externe Referenten. Einer ist der polnische Historiker Dr. Józef Zaprocki, Dozent an der Riesengebirgshochschule Hirschberg/Jelenia Góra; zu ihm besteht inzwischen ein regelmäßiger Kontakt.
- Bei dem jährlich stattfindenden Schülerwettbewerb legt Herr Zempel großen Wert auf die Teilnahme von Schulklassen aus Polen und Tschechien. Erfreulich ist die gute Resonanz bei polnischen Schulen.

Diese Aufzählung weist auf einen Aspekt hin, der für Friedrich Zempel ein wichtiges Anliegen ist, nämlich die Begegnung mit heutigen Bewohnern der ehemaligen deutschen Siedlungsgebiete im Osten. Dem Gedanken der Verständigung über Grenzen hinweg widmet er sich auch mit Vorträgen und Artikeln. Dabei besticht sein umfassendes historisches Wissen und die Weite seines Blickes, der auch über Europa hinausreicht; man vergleiche seinen Beitrag über den Koreakrieg 1950-1953 im EuB-Internetportal.

Spätaussiedler aus der Sowjetunion und ihren Nachbarstaaten haben in Herrn Zempel einen stets hilfsbereiten Ansprechpartner, wenn es um die Beratung zur Anerkennung von Berufsabschlüssen oder Rentenansprüchen geht. Als Rechtsanwalt (nach seiner Pensionierung) hat er ihnen auch vielfach juristischen Beistand geleistet. Dieser Einsatz geschieht eher im Stillen – und das gilt auch für Herrn Zempels Großzügigkeit bei Spenden.

Herrn Zempels Aktivitäten beschränken sich aber nicht auf den ideellen und geistigen Bereich, vielmehr packt er bei Bedarf auch ganz praktisch an, z. B. im Haus der Heimat mit der Bohrmaschine.

Friedrich Zempel denkt zukunftsorientiert. Da die Zahl der Aktiven aus der Erlebnisgeneration immer kleiner wird, bemüht er sich um die Gewinnung jüngerer Mitstreiter – und dabei beginnt er in der eigenen Familie. Und nun stellt er sich einer neuen großen Herausforderung: dem Projekt Begegnungsstätte Knappenrode.

Friedrich Zempel ist ein rastloser Arbeiter. Es kommt nicht selten vor, dass man eine E-Mail von ihm erhält, die er früh um 6 Uhr gesendet hat. „Nichtstun ist halber Tod. Das Leben äußert sich nur in der Tätigkeit“, schrieb Friedrich der Große. Diesem Lebensmotto folgt auch unser hochgeschätzter „Friedrich der Unermüdliche“ in seinem Einsatz für Vertriebene und Spätaussiedler – so ist er halt.

Frank Hirche, Prof. Dr. Winfried Schirotzek

Laudatio zur posthumen Verleihung der Goldenen Ehrennadel an Mario Morgner



Heute können wir eine besondere Ehrung vornehmen, die aber leider einen schmerzlichen Hintergrund hat:

Auf Antrag des Vereins Erinnerung und Begegnung verleiht der Bundesvorstand des BdV Herrn Mario Morgner posthum die Goldene Ehrennadel. Marios Familie ist hier anwesend – seien Sie herzlich willkommen, liebe Familie Morgner.

Die Goldene Ehrennadel ist die höchste Auszeichnung des BdV, und die posthume Verleihung ist ein außerordentliches Ereignis. Mit Mario Morgner wird denn auch eine außerordentliche Persönlichkeit geehrt.

Mario Morgner, 1966 in Rodewisch geboren, hatte keinen Vertriebenenhintergrund. Doch über sein historisches Interesse fand er schon sehr früh Zugang zur Geschichte der Deutschen aus dem Osten und zu Flucht und Vertreibung. Als freischaffender Journalist und Publizist ab Ende der 1990er Jahre verfasste er u. a. die Bücher „Flucht, Vertreibung, Heimatlosigkeit“ und „Geheimsache Bernsteinzimmer“. An weiteren Büchern war er als Koautor beteiligt.

2009 wurde Herr Morgner Mitglied des BdV-Kreisverbandes Vogtland. Dort war er an Schulprojekten zum Thema Flucht und Vertreibung maßgeblich beteiligt. Auf seine Initiative geht auch die Einrichtung einer Abteilung über Flüchtlinge und Vertriebene im Stadtmuseum Auerbach zurück. Bei der Gründung des Landesverbandes der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen/Schlesische Lausitz bot Herr Morgner sofort seine Mitarbeit an. Gemeinsam mit Herrn Zempel und Herrn Dr. Baumann organisierte er drei Schülerwettbewerbe. Hierzu erarbeitete er eine spezielle Internetseite und eine Ausstellung. Aus einer Sammlung ostdeutscher Trachten, die ihm die Heimatgruppe Schwarzenberg übergeben hatte, entwickelte Herr Morgner eine Wanderausstellung. Jede Tracht erhielt eine sorgfältig recherchierte Erläuterung zu ihrer Bedeutung und zu ihrem Herkunftsgebiet. Mario führte dieses Projekt nicht einfach als „Auftragsarbeit“ aus. Vielmehr gab er mit der Art der Präsentation der Trachten einen einfühlsamen Einblick in eine untergegangene Lebenswelt.

Eine besondere Leistung war der Aufbau eines digitalen Zeitzeugenarchivs mit Berichten über Flucht, Vertreibung, Zwangsumsiedlung und Neubeginn in Sachsen. Die Grundlage dafür waren über 200 Berichte, die meine Frau im Haus der Heimat gesammelt, registriert und klassifiziert hatte. Nun ging es darum, die Berichte bei Beachtung des Datenschutzes der Öffentlichkeit zugänglich zu ma-

chen. Darüber gab es vielfache Gespräche, auch mit Externen, aber letztlich passierte nichts – bis Mario sich dieser anspruchsvollen Aufgabe annahm. Er digitalisierte und anonymisierte die Berichte und ordnete ihnen Schlagworte zu. Dank seiner Programmierkenntnisse konnte er eine kommerzielle Software den Erfordernissen anpassen und so ein interaktives Online-Archiv entwickeln. Im Oktober 2017 übergab er der Öffentlichkeit das Sächsische Zeitzeugenarchiv, so der offizielle Name. Das fand sehr schnell eine große Resonanz. Das Archiv wird von Vertriebenen, aber auch von Journalisten, Studenten und Schülern zu Recherchen unter unterschiedlichen Aspekten genutzt. Es wurde inzwischen knapp 1550mal aufgerufen und ca. 60 Berichte sind seit der Freigabe hinzugekommen.

Angesichts seiner schweren Erkrankung hatte Mario seinen Sohn Daniel ab Anfang 2019 in die Administration des Archivs eingeführt und der pflegt es nun weiterhin – ehrenamtlich wie sein Vater. Dafür sollten wir Daniel Morgner herzlich danken.

Die Redaktion und grafische Gestaltung der Verbandszeitung waren Mario Morgner ein besonderes Anliegen. Das war eine zeitintensive, anspruchsvolle Arbeit. Viele eingesandte Beiträge waren handschriftlich verfasst und bedurften oft auch der redaktionellen Bearbeitung. Zahlreiche Beiträge hat Mario selbst verfasst und – in seiner bescheidenen Art – nur mit mm signiert: mit Kleinbuchstaben. Im Frühjahr 2019 gestaltete er die letzte Ausgabe der Zeitung. Nach Auffassung von Journalisten ist die Zeitung eine der besten Verbandszeitungen ihrer Art.

Im Zusammenhang mit der Verbandszeitung sehe ich immer noch ein Bild vor mir: Zu den Chöretreffen der Vertriebenen in Reichenbach/Oberlausitz brachte Mario die jeweils aktuelle Ausgabe der Zeitung mit: in Kartons den diversen Kreisgruppen zugeordnet. Und am Ende des Chöretreffens lagen viele Kartons noch immer im Haus der Heimat: nicht mitgenommen aus Vergesslichkeit oder weil sich keiner dafür zuständig fühlte. Mit großer Gelassenheit packte Mario die verbliebenen Kartons wieder in sein Auto, um sie dann von Rodewisch per Post den Empfängern zuzuschicken – das Porto ging von seiner pauschalen Aufwandsentschädigung ab.

Mario genoss im Kreis der Vertriebenen ein hohes Ansehen dank seiner Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft und seiner außergewöhnlichen Bescheidenheit. Er hat wenig geredet und viel geleistet. In einem Nachruf auf ihn im EuB-Internetportal schrieb Herr Zempel: „Wir haben einen guten Freund verloren“. Treffender kann man es nicht formulieren.

Liebe Heimatfreunde, ich bitte Sie nun, sich zu erheben zum stillen Gedenken an unseren guten Freund Mario Morgner. – Ich danke Ihnen. Unser Landesvorsitzender Frank Hirche wird nun der Familie Morgner die Auszeichnung überreichen.

Prof. Dr. Winfried Schirotzek

Brief des CDU-Vorsitzenden Armin Laschet

Alexander Schulz hat in seiner Funktion als Vorsitzender der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen in Sachsen auf einen Mitgliederbrief des neuen CDU-Vorsitzenden, Kanzlerkandidaten und Ministerpräsidenten

von Nordrhein-Westfalen Armin Laschet reagiert und auf die Sorgen und Nöte der Vertriebenen und Spätaussiedler aufmerksam gemacht. Darauf erhielt er folgende Antwort, die hier zum Abdruck kommt:

Herrn
Alexander Schulz
Willy-Reinl-Str. 2
09116 Chemnitz



DER VORSITZENDE

März 2021

Sehr geehrter Herr Schulz,

haben Sie vielen Dank für Ihre freundliche Antwort auf meinen Mitgliederbrief und die Schilderung Ihrer Tätigkeit als Vorsitzender der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen in Sachsen.

Ich bin Ihrer Meinung: Eine Aufarbeitung der Vertreibungsgeschichten ist ein wichtiger Bestandteil unserer Erinnerungskultur und Ausdruck unserer besonderen Verantwortung für die Folgen des Zweiten Weltkrieges. Die Schicksale derjenigen, die als Folge des Nationalsozialismus unter Vertreibung, Unterdrückung und Entrechtung litten, dürfen in unseren Erinnerungen nicht verblasen. Mit Ihrem Engagement leisten Sie dazu einen wichtigen Beitrag und ich hoffe, dass Sie die geplanten Lehrerfortbildungen nach der Pandemie werden nachholen können. Sicherlich wissen Sie, dass in diesem Jahr das Dokumentationszentrum der Stiftung Flucht, Vertreibung und Versöhnung eröffnet wird und dass der Deutsche Bundestag im Oktober vergangenen Jahres mit großer Mehrheit dem Unionsantrag zugestimmt hat, ein Dokumentations- und Bildungszentrum Zweiter Weltkrieg einzurichten. Auch mit diesen bundespolitischen Maßnahmen wollen wir an die Geschichten der Opfer des Krieges erinnern und aus diesen Geschichten für unser zukünftiges Handeln lernen.

Ihr Hinweis auf die Bedeutung des Themas Flucht und Vertreibung wird in den Prozess der Erarbeitung unseres Regierungsprogramms eingehen. Ich möchte mich nochmals sehr herzlich für Ihr Schreiben und auch für Ihre engagierte Arbeit bedanken und wünsche Ihnen für die Zukunft alles Gute.

Mit freundlichen Grüßen

Armin Laschet

Ein Liederbuch entsteht

Libelli habent sua fama – Bücher haben ihre Geschichte. Und unser „Liederbuch der Deutschen aus dem östlichen Europa“ eine ganz besondere! In Sachsen gab und gibt es zahlreiche Chöre der Vertriebenen und Spätaussiedler, wie Lied der Heimat in Leipzig, Heimatmelodie in Dresden, Silberklang in Dresden, das Kinderensemble Sonnenschein in Leipzig, den Kulturkreis „Simon Dach“ in Chemnitz oder den Heimat- und Trachtenchor „Joseph Freiherr von Eichendorff“ in Schwarzenberg u.a.m., die das heimatliche Liedgut bewahren und ihr hohes Können zu den verschiedensten Anlässen, nicht zuletzt zu den beeindruckenden Chöretreffen in Reichbach/OL., alljährlich zeigen. Nicht selten stand vor den Auftritten die mitunter hektische Suche nach den Noten, die Notenblätter wurden hin und her getauscht, es wurde kopiert oder gar handschriftlich abgeschrieben. So entstand die Idee, ein Liederbuch des ostdeutschen Liedguts mit Noten zu erstellen, die genau jene Blättersammlungen von Kopien entbehrlich macht. Es ist nicht einmal genau klar, wer genau als erster die Idee hatte, ein kompaktes, handliches Liederbuch zu erstellen; war es der Beauftragte für Vertriebene und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen oder kam sie aus dem Kreis der Chöre selbst? Egal wie, die Idee war jedenfalls geboren. Aber so einfach war die Umsetzung dann doch nicht. Dem Projekt gingen richtigerweise angestrengte systematische Überlegungen voraus, die das Projekt beinahe zum Scheitern verurteilt hätten. Nicht weil man das Liederbuch nicht wollte, sondern weil ein Buch mit Noten besondere Herausforderungen bedeuten. Schließlich kann man nicht einfach pdf-Dokumente vervielfältigen und abdrucken; vielmehr muss jede Note einzeln händisch gesetzt werden. Dazu bedarf es eines speziellen Notenprogramms. Ja, es braucht erst einmal jemanden, der die Noten lesen kann, im Zweifelsfall die verschiedenen Gesangsstimmen oder auch die Noten für verschiedene Instrumente auseinanderhalten und zuordnen kann. Auch sind die Urheberrechte genauestens zu recherchieren, und viele andere Fragen und Stolpersteine mehr waren zu klären.

Wenn man nicht mehr weiterweiß, bildet man `nen Arbeitskreis. Getreu dieser Devise ließ sich eine Gruppe um – Ladies first – Vera Eichler, Julia Herb, Ingrid Labuhn, Brigitte Oeser, Lilli Tews, Rosa Wegelin, Galina Zerr und Florian Braun, Dr. Manfred Hellmund, Peter Wolf und noch einige andere nicht abschrecken, sondern machte sich mit Feuereifer und beinahe kriminalistischem Spürsinn ans Werk. Einige von ihnen fuhren sogar mehrere Tage nach Tschechien, um gewissermaßen Graswurzelarbeit zu betreiben und sich vor Ort auf Spurensuche nach deutschem Liedgut in Böhmen zu begeben. Entstanden ist eine mehrere Ordner umfassende Sammlung von wohl mehr als tausend Liedern. Dabei wurde zunächst nicht geprüft, ob diese Lieder tatsächlich jemals in den Heimatgebieten gesungen wurden, sondern es wurden auch Kompositionen oder auch nur Interpretationen von Liedern in die Sammlung aufgenommen, deren Interpreten oder Chorleiter schlesische, ost- und westpreußische, pommer-

sche, sudetendeutsche usw. Wurzeln haben. Wobei ganz besonders hervorzuheben ist, dass die Mitglieder der Arbeitsgruppe Ingrid Labuhn und Rosa Wegelin auch eigene Kompositionen und Texte beige-steuert haben. Das ist ein wunderschönes Ergebnis!

Aber jetzt begann erst die eigentliche Arbeit bei der Erstellung eines Liederbuches. Denn es musste eine Auswahl aus dem überbordenden Material getroffen werden, es musste aussortiert und jedes Lied auf seine Plausibilität geprüft werden. Sodann musste eine Struktur entwickelt werden, wobei sich gewisse Ungleichgewichte nicht vermeiden ließen.

Jetzt waren die Noten zu besorgen und die Rechte zu erfragen. Am schwierigsten und langwierigsten erwies sich der Notensatz. Zeile für Zeile, Note für Note musste jedes Lied händisch neu gesetzt werden, dazu noch im klassischen Format, das der Form und Größe eines Gesangbuchs entspricht. Außerdem wurde jedem Land, jeder Region, jedem Heimatgebiet eine kurze geschichtliche Einführung vorangestellt, die auch auf die Besonderheiten des Liedguts hinweist. An den Beginn eines jeden Länderkomplexes wurden die Landeshymnen gestellt, sofern man das von dem jeweiligen Lied sagen kann, denn in der Regel hat sich dies erst im 19., aber auch noch im frühen 20. Jahrhundert durchgesetzt, ohne dass es dafür eine amtliche Bestätigung gegeben hätte. Bis zuletzt wurde an dem Ergebnis gefeilt. Ja, es musste sogar der Druck noch einmal gestoppt werden, da keine Einigung über alle Landeshymnen herrschte, diese doch aber im Druck besonders hervorgehoben werden sollten. Also musste noch einmal recherchiert werden, noch einmal gesetzt werden, noch einmal ...

Entstanden ist ein Kompendium, das alle (größeren) Landschaften und Siedelgebiete im östlichen und südöstlichen Europa berücksichtigt. Im Ergebnis ist ein einmaliges „Liederbuch der Deutschen aus dem östlichen Europa“ entstanden, um das uns andere Landesverbände beneiden, wie uns von verschiedenen Seiten bestätigt wurde, und für das bereits weit über 100 Bestellungen aus ganz Deutschland – außer von unseren Mitgliedern – sowie der Schweiz, aus Österreich, den Niederlanden, aus Tschechien und Polen eingegangen sind.

Hoffen wir, dass die Lieder der Deutschen aus dem östlichen Europa nicht in Vergessenheit geraten und weiter gesungen werden! Und wer weiß, vielleicht ist ja noch nicht das letzte Wort gesprochen, oder genauer das letzte Lied gesungen ...

Das Buch „Lieder der Deutschen aus dem östlichen Europa“ ist gegen eine Spende von 10 Euro zzgl. 5 Euro Versandkosten bei der Geschäftsstelle des Landesverbandes für Vertriebene und Spätaussiedler in Sachsen c.florian-lvs@t-online.de zu beziehen



Lia Cherkaskyy und Maxim Korchmenny – „Sonnenschein“ in Pandemie-Zeiten

Herzliche Glückwünsche an Lia Cherkaskyy und Maxim Korchmenny zur erfolgreichen Teilnahme am sächsischen Landesauscheid des bundesweiten Wettbewerbs „Jugend musiziert“!

Unser Kinder- und Jugendensemble „Sonnenschein“ ist auch und gerade in diesen Zeiten weiterhin aktiv im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten. Wenn auch die Teilnahme am Deutschen Chorfestival im vergangenen Jahr wegen Absage ins Wasser gefallen ist, dann lassen sie sich dadurch nicht unterkriegen und setzen ihr gemeinsames, engagiertes Hobby digital fort. Langweile kommt dabei nicht auf, nur Publikum und Beifall fehlen ... leider ... zum Bedauern beider Seiten.

Was lange währt, wird gut. Neue Bedingungen eröffnen die Sicht auf neue Felder, besonders für diejenigen – wie unser Spätaussiedler-Ensemble des Deutsch-Russischen Zentrums Sachsen e.V. – die in der Vergangenheit schon öfter den Rand ihrer existenziellen Rahmenbedingungen gesehen haben. Zum Glück ist das nun vorerst Geschichte, Dank der weitsichtigen Verantwortlichen unseres Freistaates, aber es hat stark gemacht. Dazu gilt besonderer Dank der Gründerin und Leiterin, Vera Eichler, sowie

ihren engagierten ehrenamtlichen Unterstützern.

Während in den Anfangsjahren seit 1999 „nur“ die musikalisch-ästhetische Erziehung der Kleinsten und mit fortschreitendem Alter die Pflege und Weitergabe der mitgebrachten und zugewonnenen Kultur und Traditionen im Fokus standen, wuchs mit der immer breiteren Vernetzung sowie den schulischen und musikalischen Erfolgen der



Mitglieder des Ensembles der Ehrgeiz des Messens mit den resident Aufgewachsenen und ihren Formationen. Anlässe dafür gab's genug, wie Auftritte zu einer Abschlussveranstaltung in der Musikschule Sebastian Bach oder auch zunächst im Rahmenprogramm des Deutschen Chorfestival bzw. auch erste



„Tests“ von Einzelnen bei regionalen Ausscheiden.

Wie ein Durchbruch war die Wirkung des preisgekrönten Auftritts von Maxim in Begleitung von Peter Wegelin bei einem Festival in Prag 2019. Damit war das „Wettbewerbsfieber“ im Ensemble geweckt. Maxim und Peter sowie Lia mit Papa wollten es nun auch bei „Jugend musiziert“ wissen. Und das unermüdliche Üben fand Anerkennung. Beide wurden „mit hervorragendem Erfolg“ belohnt. Maxim zählt zu den „Champions“ in Sachsen. Für die „kleinen“ Altersgruppen endet die „Reise“ erstmal hier, aber sein Potenzial wird ihn in den nächsten Jahren sicher noch sehr weit bringen. Lia ist nun auch für den Bundeswettbewerb qualifiziert. Wir drücken ihr ganz fest die Daumen und unterstützen sie natürlich mit der Produktion des Videos. Beiden, sowie auch ihren hervorragenden musikalischen Begleitern nochmals unsere Glückwünsche und weiterhin viel Erfolg.

Dr. Manfred Hellmund

NEUES AUS KNAPPENRODE

Auf dem Gelände der früheren Brikettfabrik Werminghoff in Knappenrode bei Hoyerswerda entsteht unter der Trägerschaft der „Erinnerung, Begegnung und Integration – Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen“ das außerschulische Bildungs- und Begegnungszentrum (BBZ). An dieser Stelle informieren wir über die aktuellen Entwicklungen dieser ehrgeizigen, deutschlandweit einmaligen Einrichtung.

Nach einer intensiven Planungsphase gehen nun die Umbauarbeiten am BBZ Knappenrode sichtbar voran. Oft mehrmals die Woche treffen sich Planer, Bauleiter, Vertreter der Stiftung, der Beauftragte sowie der Kurator, um die Baufortschritte zu überwachen und anstehende Aufgaben und Fragen zu diskutieren und zu beraten.



Fluchtwagen aus Schimmerau



Uwe Körner und Dr. Lars-Arne Dannenberg beim Abladen des Fluchtwagens

Die Stiftung der Vertriebenen im Freistaat Sachsen verfügt über eine reiche Sammlung zu Leben und Brauchtum der Deutschen im östlichen Europa wie auch ihrer Vertreibung. In loser Folge werden einzelne Exponate mit ihrer wechselvollen Geschichte vorgestellt.

Kürzlich konnte die Stiftung EuB für das BBZ Knappenrode ein geschichtsträchtiges wie spannendes Exponat erwerben. Es handelt sich um einen Wagen, wie er früher zur Erntezeit am Feldrain stand und den Erntehelfern als Unterschlupf und auch Übernachtungsmöglichkeit mit „Kanonenofen“ in der Ecke diente. 1945 wurde dieser Wagen dann einer Familie aus Schimmerau (heute Wszemirów), Kreis Trebnitz, zum Fluchtgefährten. Die Familie

„strandete“ in der Nähe von Löbau, wo sie noch jahrelang in dem Wagen lebte, ehe sie eine feste Unterkunft fand. Der Wagen gelangte später nach Bischdorf bei Löbau, wo er zum Hühnerstall umfunktioniert wurde. Als durch Zufall die Herkunft und Geschichte des Wagens bekannt wurde, bemühte sich der Kurator des BBZ, Dr. Lars-Arne Dannenberg, um eine Überführung nach Knappenrode. Tatsächlich gelang es, den Wagen nach Knappenrode zu holen, wo er im Außenbereich des BBZ aufgestellt werden wird und auf eindruckliche Weise das Schicksal einer schlesischen Flüchtlingsfamilie dokumentiert.

Das Schicksal der Familie wie auch die Odyssee des Fluchtgefährten soll nun durch Schüler in Projektwochen erforscht werden, wodurch sie sich aktiv mit den Ereignissen von Flucht und Vertreibung vertraut machen können.

Dr. Lars-Arne Dannenberg



Der Fluchtwagen

Georgien, Tiflis und die Deutschen

Georgien, das Land östlich des Schwarzen Meeres und in der südlichen Kaukasusregion gelegen, ist nur wenigen bekannt, am ehesten wohl durch den georgischen Tee oder auch den schweren georgischen Wein. Zu DDR-Zeiten standen wohl nur bei wenigen Reisetouristen in das sozialistische Bruderland Sowjetunion geführte Touren in den Kaukasus und auch nach Tiflis auf dem Programm. Über deutsche Spuren in Georgien hat man dabei nur sehr wenig erfahren.

Georgien ist eine bedeutende Kulturlandschaft, die schon in der Antike ein wichtiger Etappenort entlang der Seidenstraße bis nach China war und zu den ältesten christlichen Staaten überhaupt gehört, nachdem König Mirian III. im Jahre 337 den christlichen Glauben angenommen hatte und ihn zur Staatsreligion erhob. Die mächtigen georgischen Könige erbauten prächtige Residenzen, Kirchen und Klöster aus Stein. In der Mitte des 12. Jahrhunderts

suchte auch Kaiser Friedrich Barbarossa den Schulterchluss mit König Georgi III. und seiner ihm nachfolgenden Tochter Tamar, um die byzantinischen Kaiser in die Zange zu nehmen. Aber spätestens seit der Neuzeit wurde Transkaukasien zum Spielball auswärtiger Mächte. Zwar versuchten habsburgische Kaiser während der Bedrohung Europas durch die Osmanen im Rücken des Feindes eine antitürkische Koalition zu schmieden, aber der Einfluss der georgischen Könige schwand. Bald wechselten sich Perser mit Osmanen in schöner Regelmäßigkeit ab, bis Russland in den Türkenkriegen die Region eroberte und zu Beginn des 19. Jahrhunderts seinem Reich einverleibte. Zar Alexander I. schickte 1801 eine halb wissenschaftliche, halb abenteuerlustige Expedition unter Führung des russischen Grafen Apollon Mussin-Puschkin (1760–1805) in die noch weitgehend unbekanntere Kaukasus-Region, darunter auch ein Sachse, genauer der Bautzener Heinrich Theodor Wehle (1778–1805), der zu diesem Zeitpunkt an der Kunstakademie in St. Petersburg weilte. Seine russischen Sprachkenntnisse dürfte er sich aufgrund seiner sorbischen Herkunft relativ leicht erworben haben, die ihm aber bei den Georgiern oder den zahlreichen Minderheiten, wie den Mingreliern, wenig nutzten, denn Georgisch zählt zu den südkaukasischen Sprachen, die mit den germanischen oder slawischen Sprachen nicht verwandt sind. Auch die Schriftsprache Mchedruli unterscheidet sich mit ihren Schwüngen, Bögen und übereinander liegenden Linien fundamental von den lateinischen oder kyrillischen Buchstaben.

Von Wehle, der die erkundeten Gebiete zeichnerisch festhalten sollte, stammen die ältesten realistischen Ansichten von Burgen und Klöstern sowie den Landschaften des Kaukasus und sind heute einzigartige historische Dokumente.

Aber Wehle wurde schwerkrank und musste die Expedition vorzeitig abbrechen. Kaum zurück in seiner Heimat starb er wenig später, 1805, noch nicht einmal 27 Jahre alt. Sein Grab befindet sich auf dem Kirchhof von Kreba.

Russland verlegte den Gouvernementssitz von Kutaisi zurück in die alte Königsresidenz und heutige Hauptstadt Tiflis (georg. T'bilisi), hoch über dem Ufer der breiten, gemächlich dahinfließenden Kura. Ende des 19. Jahrhunderts gehörte Tiflis aufgrund seines Klimas zu den beliebten Aufenthaltsorten für Intellektuelle, Künstler und Aussteiger, wie die Pazifistin und spätere Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner, geb. Gräfin Kinsky (1843–1914), die gemeinsam mit ihrem Ehemann Arthur von Suttner von 1882 bis 1884 in Tiflis lebte. Zu den Persönlichkeiten der Stadt zählen auch renommierte deutsche Architekten. Da ist der Dresdner Otto Jacob Simonson (1826–1914), Schüler Gottfried Sempers, zu nennen. Auf ihn geht der Palast des Stadthalters in Tiflis zurück. Der Bau der Nationalgalerie ist hingegen eine Leistung des in Tiflis geborenen deutschstämmigen Albert Salzmans (1833–1897), der den klassischen Architektentod sterben sollte, als er vom Baugerüst fiel. Zuvor hatte er nach einem Studium in St. Petersburg zahlreiche Wohnhäuser, Kirchen und öffentliche Gebäude entworfen. Das im Stile des Orientalismus gehaltene Opernhaus am Rustweli-Boulevard schuf Victor Schröter (1839–1901). Auch er studierte in St. Petersburg und später in Berlin. In Tiflis, aber auch im Zarenreich avancierte er zu einem der gefragtesten Theaterarchitekten seiner Zeit.

Sein Schüler und Assistent war Paul Stern, nach dessen Entwurf das Neue Rathaus am Freiheitsplatz, ebenfalls durch maurische Formen geprägt, errichtet wurde. Auch sein selbst entworfenes Wohnhaus am Davit-Aghmashenebeli-Boulevard, auf dem der historischen Altstadt



Blick von der Festung über die Kura zur Neustädter Seite von Tiflis. Im Hintergrund die Sameba-Kathedrale, zu Füßen lag die deutsche Kolonie Neu-Tiflis



Opernhaus von Tiflis



Straßenzug zur Sameba-Kathedrale

gegenüberliegenden rechten Kura-Ufer, hat sich erhalten und fällt durch seine in Form eines Davidsterns gefassten Fenster auf. Die prächtige Einkaufsmeile mit den pompösen Bauten, die eklektizistisch alle Architekturstile von Romanik, Barock über Klassizismus bis hin später zum Jugendstil vereinen, lässt nur noch wenig von ihrer deutschen Vergangenheit erahnen. Noch zu Zeiten der Architekten hieß die breite Ausfallstraße Michaelstraße und führte geradewegs in die 1818 von deutschen Siedlern angelegte Kolonie Neu-Tiflis. Als die größtenteils aus dem süddeutschen Raum, aus Württemberg und dem Elsaß stammenden Siedler von den Zaren ins Land gerufen wurden, nahmen sie ihren Weg nördlich des Schwarzen Meeres, weshalb sie zu den Schwarzmeerdeutschen gezählt werden. Wie in Katharinenfeld/Bolnisi (vgl. Titelgeschichte Mitteilungsblatt 2/2020) bildeten sie etwa zwei Kilometer außerhalb der historischen Altstadt Tiflis eine eigene Dorfgemeinschaft, mit den für die Kolonisten typischen Häusern. Davon ist nur wenig erhalten geblieben. Vor allem auf dem Weg zur monumentalen Sameba-Kathedrale, der 2004 fertiggestellten Hauptkirche der georgischen Orthodoxie und größten Kirchengebäude Transkaukasiens, finden sich links und rechts ihre Reste, steinerne Häuser mit einstmals umlaufenden Balkonen, wie sie auch in Katharinenfeld/Bolnisi zu finden sind. 1861 wurde Neu-Tiflis in die sich ausbreitende georgische Metropole eingemeindet.

Zu diesem Zeitpunkt hatte auch die Elektrofirma Siemens & Halske die prosperierende Region entdeckt und 1860 eine Dependenz in Tiflis eröffnet. Walter (1833–1868) und nach seinem Tod Otto von Siemens (1836–1871) übernahmen nicht nur die Leitung vor Ort, sondern wurden auch zu Konsuln des Königreichs Preußen in Tiflis ernannt.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges und der Neuzeichnung der territorialen Landkarte auf den Trümmern des Zarenreiches wie auch des Osmanischen Reiches keimte in Georgien Hoffnung auf einen eigenen Staat auf. Im April 1918 wurde im Verbund mit Aserbaidschan und Armenien die Transkaukasische Republik ausgerufen, die aber schon einen reichlichen Monat später auseinanderfiel, da zu unterschiedliche Interessen im Spiel waren. Die Türkei, einer der letzten Verbündeten Deutschlands, wollte die gesamte Region unter seine Kontrolle bringen.

Aber auch Deutschland hatte wirtschaftliche Interessen an der mit Erdöl und Bodenschätzen reich gesegneten Region. Deutschland entsendete unter dem Befehl Friedrich Freiherrn Kreß von Kressensteins (1870–1948) ein 3.000 Mann starkes Expeditionskorps, das am 24. Juni 1918 Tiflis erreichte und die eben ausgerufene Demokratische Republik Georgien gegen türkische Interventionen unterstützen sollte. Schließlich rückten sogar englische Truppen bis an den Schwarzmeerrand vor, ehe die Niederlage im Ersten Weltkrieg jegliche deutsche Planspiele im Kaukasus beendete. Aber auch für ein unabhängiges Georgien, das dem Großmachtstreben der kommunistischen Sowjetunion nicht gewachsen war und 1921 besetzt wurde, ging die Geschichte zunächst nicht gut aus. Erst 1991 erlangte Georgien seine Unabhängigkeit zurück.

Mittlerweile gibt es in Tiflis auch wieder eine zahlenmäßig beachtliche deutsche Community, die aber keine Nachfahren der Schwarzmeerdeutschen sind. Mit der „Kaukasischen Post“ der Redakteure Götz-Martin Rosin und Rainer Kaufmann hat die deutschsprachige Bevölkerung sogar ein eigenes Nachrichtenblatt. 1906 begründet, musste die Zeitung 1922 ihre Arbeit einstellen, bis sie 1994 wieder erscheinen konnte. Daran zeigt sich, dass das Interesse an dem Land im Kaukasus seit gut dreißig Jahren stetig zunimmt.

Aber Georgien kommt nur schwer zur Ruhe. Als sich das Land aus den Klauen der Postsowjetunion löste, grollte Russland. Begünstigt durch innenpolitische Auseinandersetzungen und ungeschickte georgische Diplomatie betrieb Russland eine Politik der feinen Nadelstiche und unterstützte abtrünnige Regionen, wie Südossetien oder Abchasien. Nach dem Kaukasuskrieg 2008, der erhebliche Schäden mit sich brachte, erklärte die nordwestliche Schwarzmeerregion mit dem berühmten Seebad Suchumi ihre Unabhängigkeit von Georgien, wird aber nur von vier Staaten anerkannt. Kein Wunder, dass Georgien, das geographisch in Asien liegt, in die EU drängt und sich Schutz vor dem mächtigen Nachbarn erhofft.

Dennoch sollte man sich nicht abschrecken lassen und Georgien auf den Spuren deutscher Kolonisten bereisen, von denen sich bei genauem Hinsehen doch noch einige entdecken lassen.

Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Andreas Bednarek

Volksabstimmung in Oberschlesien 1921

Nach der Zusage des US-Präsidenten Woodrow Wilson zur Schaffung eines polnischen Staates entbrannte Streit über dessen territorialen Zuschnitt. Insbesondere stritt man sich um Oberschlesien, wo es neben der deutschen Bevölkerung auch eine starke polnische Bevölkerung gab, die in einigen Gebieten sogar die Mehrheit bildete. Oberschlesien hatte nie zum Königreich Polen gehört, sondern war als Land der böhmischen Krone seit dem 14. Jahrhundert ein Teil des Heiligen Römischen Reiches. 1742 war Oberschlesien an das Königreich Preußen angegliedert worden. Die Mehrheit sprach einen schlesisch-polnischen Dialekt. Der aufkommende Nationalismus zwang die Bewohner sich zu entscheiden, ob sie Deutsche oder Polen sein wollten. Polnischgesinnte Oberschlesier forderten die Angliederung an Polen und versuchten in drei Aufständen, das Gebiet zu erobern, was durch deutsche Freikorps verhindert wurde. Gemäß dem Versailler Vertrag war 1921 eine Volksabstimmung vorgesehen. Jede Seite versuchte durch eine eindringliche, oft sehr martialische Propaganda die Stimmung zu beeinflussen. Die Deutschen verwiesen auf den wirtschaftliche Aufschwung, den die Region unter Preußen genommen hatte, und dass die polnische Kultur der deutschen unterlegen sei, da von den Polen nicht einmal jeder lesen und schreiben könne. Dagegen hatte Sowjetrußland ein starkes Interesse an einem westlichen Gebietszuwachs Polens, wollte es doch das besetzte polnische Siedlungsgebiet behalten, um das noch der Polnisch-Sowjetische Krieg

tobte. Auch Frankreich war für Polen, um Deutschland zu schwächen. Polen argumentierte nicht nur mit der Germanisierungspolitik, sondern auch mit der Unterdrückung der Katholiken im protestantisch beherrschten Preußen. Tatsächlich fanden sich nur vergleichsweise wenige katholische Oberschlesier in den höheren Verwaltungspositionen. Auch die hohen Reparationszahlungen, die Deutschland gemäß des Versailler Vertrags zu leisten hatte, würden die Oberschlesier hart treffen, weshalb sie lieber für Polen votieren sollten. Auf beiden Seiten sprach man die Bauern an, da diese neben den Arbeitern in den Schwerindustriezentren noch immer die Hauptbevölkerung ausmachten. In einem künftigen Polen wurde ihnen längst überwundene feudale Abhängigkeitsverhältnisse angekündigt.

Das Ergebnis der Volksabstimmung am 20. März 1921 erbrachte schließlich 59,6 Prozent der abgegebenen Stimmen für Deutschland und demnach 40,4 Prozent für Polen. Aber damit war die Sache noch nicht entschieden. Trotz dieses eindeutigen Votums für einen Verbleib bei Deutschland entschied die Pariser Botschafterkonferenz daraufhin eine Teilung Oberschlesiens. Ostoberschlesien, östlich der sogenannten Sforza-Linie, wurde dem neugegründeten polnischen Staat zugeschlagen, was den angespannten Nationalitätenkonflikt in der Folge keineswegs entschärfte.

*Dr. Jens Baumann
und Dr. Lars-Arne Dannenberg*

Aufruf: Der Klang der Heimat! Die Dialekte der Vertriebenen und Spätaussiedler

Jedes Jahr verschwinden weltweit über 100 Sprachen und Dialekte. Vom Aussterben bedroht sind leider auch die deutschen Mundarten aus dem östlichen und südöstlichen Europa. Dort gab es einst bedeutende deutsche Sprachlandschaften. So sprachen vor 1945 etwa sieben Millionen Menschen einen der schlesischen Dialekte oder schlesisch geprägtes Hochdeutsch, und auch von den über drei Millionen Sudetendeutschen gebrauchten viele ihre Mundart. Alle diese Dialekte hatten ihre eigenen Begriffe und ihre eigene Aussprache - oftmals auch in Kontakt mit Nachbarsprachen und Dialekten. Dieser sprachliche Reichtum ist durch Flucht und Vertreibung weitgehend ausgelöscht worden. Zwar nahmen viele Vertriebene ihre Mundart mit in die neue Heimat, aber sie konnten sie nicht der nächsten Generation weitergeben.

Ein neues Projekt möchte den Dialekten der nach Sachsen gekommenen vertriebenen Deutschen und Spätaussiedler nachspüren und an sie erinnern. Natürlich kann kein umfassender Wortschatzkatalog, kein Wörterbuch entstehen, aber zumin-

dest signifikante Worte sollen Zeugnis ablegen vom Reichtum der Sprachen und der kulturellen Vielfalt der Dialekte.

Helfen Sie bitte mit und senden Sie uns Wortbeispiele und erklären Sie ggf. deren Bedeutung und Aussprache. Auch Geschichten in Mundart wären schön. Wir suchen Einzelbegriffe, Sprichwörter oder Formulierungen, die typische für die jeweiligen Mundarten sind. Die Beiträge sind zu allen Dialekten und Sprachen erwünscht, die einst in Ost- und Südosteuropa gesprochen wurden: Ostpreußisch, Pommersch, Schlesisch, sudetendeutsche Dialekte, Dialekte der Donauschwaben, Siebenbürgisch-Sächsisch, Dialekte der Russkanddeutschen... Dabei ist uns bewusst, dass die Mundartlandschaften von einer großen Vielfalt an Ortsmundarten geprägt waren. Wir freuen uns, wenn wir so viel wie möglich dokumentieren können. Es soll ein Buch entstehen, welche die Eigenart der Dialekte kurzweilig schildert und durch Sprachbeispiele den Klang der Heimat festhält.

Die Wortbeispiele und Erklärungen senden Sie bitte an die Redaktion dieser Zeitschrift.

Katharina Schmidt und Elisabeth Sinowjewa – zwei erwachsen gewordene „Sonnenschein“-Kinder

Es scheint, als wäre es erst gestern gewesen, als Katharina, noch nicht ganz drei Jahre alt, und Elisabeth, gerade mal 18 Monate alt, zum ersten Mal mit ihren Muttis den Weg zum musikalischen Training bei Vera Eichler in der Kleinkindergruppe des Projekts „Ensemble Sonnenschein“ des Deutsch-Russischen Zentrums Sachsen e. V. gefunden hatten. Zu unserer Freude ließen sie uns miterleben, welche Freude und welchen Spaß sie an der Musik gefunden haben und wie sie sich sowohl als Instrumentalistinnen als auch Sängerinnen im Chor zu tragenden Persönlichkeiten des Ensembles entwickelten. Auch vor der Moderation scheuten sie sich nicht.

Wir erinnern uns noch, als sie an ihrem ersten Schultag auf dem Schulhof standen, mit einer Schultüte im Arm, die fast so groß war wie sie selbst. Das, was uns heute noch wie gestern erscheint, ist nun aber in Wirklichkeit schon weitaus über ein Jahrzehnt her.

Seitdem hat sich viel getan. Sie sind Freundinnen geworden, haben neue gemeinsame Freundinnen und Freunde kennengelernt und den immer wieder hinzugekommenen Jüngsten Geborgenheit gegeben. Sie haben gemeinsam wie auch individuell gelernt, sind gereift und haben in ihrer Freizeit neben dem fleißigen Üben mit ihrem Ensemble „Sonnenschein“ viele schöne Auftritte vor begeistertem Publikum erlebt. Das Ensemble ist mit ihnen gewachsen. Sie werden als ständige Gäste in den Sächsischen Landtag zu unseren Gedenktagen und an viele andere attraktive Auftrittsorte eingeladen. Dafür gilt ihnen nicht nur unser Dank, sondern auch der, den wir vom Ministerpräsidenten, Michael Kretschmer, der Staatsministerin für Soziales, Petra Köpping, unserem Beauftragten für Vertriebene und Spätaussiedler, Dr. Jens Baumann, und vielen ande-

ren mehr für die Darbietungen von „Sonnenschein“ erhalten haben.

Nicht unerwähnt bleiben sollte auch Beider Anteil an der Erringung des Preises unserer sächsischen Stiftung „Erinnerung, Begegnung und Integration“, der dem Ensemble anlässlich der Multiplikatorenschulung des Bundesverbandes der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland in Anwesenheit der Bundesgeschäftsführerin; Rita Heidebrecht, im Oktober 2020 gemeinsam von Dr. Jens Baumann und dem Stellvertreter des Vorsitzenden des Vorstandes der Stiftung, Dr. Manfred Hellmund, überreicht wurde.

Inzwischen sind Katharina und Elisabeth erwachsen geworden. Besonders im Frühjahr 2020 war hartes Arbeiten angesagt, und obwohl es nicht immer leicht war, hat sich die Mühe doch gelohnt: Beide haben nun ihr Abitur mit sehr gutem Ergebnis in der Tasche! Darauf sind auch wir sehr stolz. Sie konnten nunmehr die Immatrikulation jeweils für ihren Wunschstudienplatz erreichen. Seit September studiert Katharina Politik- und Wirtschaftswissenschaften an der Martin-Luther-Universität Halle und Elisabeth Biologie an der Universität Leipzig. Das erste Semester ist bereits absolviert. Für ihre Zukunft wünschen wir ihnen alles Gute, viel Erfolg sowie die besten Ergebnisse für einen erfolgreichen Berufseinstieg. Sie wissen, dass sie bei uns immer einen sicheren Hafen haben, in dem sie Anker werfen können, wenn es ihnen danach verlangt. „Sonnenschein“ ist eine Familie, in der sie immer ihren Platz behalten werden. Ihre Verabschiedung zum Studium bedeutete auch für sie keinen Abgang, sondern sie versicherten dabei, dass sie auch weiterhin im Rahmen ihrer Möglichkeiten dem Ensemble treu bleiben.

Dr. Manfred Hellmund



Katharina Schmidt und Elisabeth Sinowjewa mit Vera Eichler



Katharina Schmidt und Elisabeth Sinowjewa mit Vera Eichler

Robert Koch (1843–1910) – Arzt und Virologe in Wollstein, Provinz Posen

Heinrich Hermann Robert Koch, Namensgeber des derzeit jeden Tag in der Presse stehenden Robert-Koch-Instituts, wurde 1843 in Clausthal (seit 1924 Ortsteil von Clausthal-Zellerfeld) im Harz geboren. Von 1872 bis 1880 lebte und forschte er in Wollstein (heute Wolsztyn) in der damaligen Provinz Posen als „Kreisphysikus“. Hier entdeckte er den Tuberkulosebazillus. Auch konnte er in dieser Zeit nachweisen, wie Milzbrand entsteht, eine damals fast ausschließlich tödliche Infektion bei Haustieren, die zu großen wirtschaftlichen Schäden führte. Die Bedeutung seiner Forschungen veranlasste die preußische Regierung, Robert Koch 1880 an das Kaiserliche Gesundheitsamt und 1885 zum ordentlichen Professor für Hygiene der Friedrich-Wilhelms-Universität zu berufen. 1905 wurde er mit dem Nobelpreis für Medizin ausgezeichnet. Er arbeitete eng mit dem Breslauer Professor der Mikrobiologie Julius Cohn (1828–1898), dem Lehrer des aus dem schlesischen Strehlen (heute Strzelin) stammenden Nobelpreisträgers Paul Ehrlich (1854–1915), zusammen – auch Paul Ehrlich findet sich heute als Institutsname wieder. Cohn und Koch gelten als Begründer der Wissenschaft der Bakteriologie. Paul Ehrlich wurde 1908, gemeinsam mit russischen Bakteriologen Ilja Iljitsch Metschnikow (1845–1916), mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Deutsch war damals die

Lingua franca der Wissenschaft. Die kleine lebendige und freundliche Stadt Wollstein, ca. eine Stunde Autofahrt von Posen (heute Poznań) entfernt, gehört seit Ende des Ersten Weltkriegs zu Polen. Sie liegt auf einer Landenge zwischen zwei Seen und beherbergt neben anderen Sehenswürdigkeiten auch ein Robert-Koch-Museum. Robert Koch starb 1910, nachdem er sich auf seinen vielen Auslandsforschungsreisen mehrfach mit Tropenkrankheiten infiziert hatte.

Dr. Jens Baumann und Friedrich Zempel



Robert Koch (Foto: Robert-Koch-Institut)



Preußisches Institut für Infektionskrankheiten in Berlin, um 1900, heute Robert-Koch-Institut

75. Jahrestag der Vertreibung der Ungarndeutschen

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sah sich auch die deutsche Bevölkerung in Ungarn dem Vorwurf einer Kollektivschuld als Nationalsozialisten ausgesetzt. Die Siegermächte hatten auf der Potsdamer Konferenz im Sommer 1945 beschlossen, die deutsche Bevölkerung aus Ungarn

nach Deutschland auszusiedeln. Am 19. Januar 1946 verließ der erste Zug mit vertriebenen Ungarndeutschen den Bahnhof Budaörs (Wudersch) bei Budapest in Richtung Deutschland. Insgesamt mussten zwischen 1946 und 1948 knapp 200.000 Ungarndeutsche ihre Heimat verlassen.

Am 27. Januar gedachten wir der Opfer des Nationalsozialismus

Das Datum bezieht sich auf die Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau am 27. Januar 1945, als erstmals das ganze Grauen der verbrecherischen Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten sichtbar wurde.

Es ist erschütternd, mit welcher menschenverachtender Brutalität sie vorgegangen und zu welchen Grausamkeiten Menschen fähig sind. Der 27. Januar ist seit 1996 nationaler Gedenktag der Bundesrepublik Deutschland.

Gedenken an 80 Jahre Auflösung der Wolgarepublik

1924 wurde die Autonome Sozialistische Republik der Wolgadeutschen unter dem ersten Volkskommissar für Nationalitätenfragen Josef Stalin gegründet. Das sollte zugleich ein Signal in Richtung Deutschland für den Aufbau eines Sowjetdeutschland sein. Der „erste sozialistische Staat deutscher Sprache“ war ungefähr so groß wie Sachsen und hatte ca. eine halbe Million Einwohner.

Eben jener Stalin, der sich nach Lenins Tod 1922 als Generalsekretär des ZK der KPdSU als oberster Machthaber der Sowjetunion durchgesetzt hatte, war es auch, der 1941 die Auflösung der Republik der Wolgadeutschen bestimmte. Un-

ter dem Vorwurf der Kollektivschuld und der Kollaboration mit Nazideutschland wurden die deutschen Bewohner nach Sibirien und vor allem dem heutigen Kasachstan zwangsdeportiert. Diese Repressalien brachten über die Deutschen in der Sowjetunion unsägliches Leid, viele wurden gequält, gefoltert und starben. Seit den 1980er Jahren nutzen ihre Nachfahren die Möglichkeit, in die Heimat ihrer Vorfäter, nach Deutschland zurückzukehren. Die Vorbereitungen für eine besonders würdevolle Festveranstaltung laufen zwischen der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland und dem Beauftragten.

Drei Marjellchens aus Masuren

Wie drei Marjellchens Edeltraut Hesse, geb. Rutschkowski (* 1942), und die Schwestern Irmgard Gläser, geb. Blaskowski (* 1938), und Elli Springwald, geb. Blaskowski (* 1934), sind alle in Stradaunen (heute Straduny), Kreis Lyck/Ostpreußen, geboren. Wir waren schon öfter in der Heimat. Auch zum Deutschlandtreffen der Ost- und Westpreußen waren wir dabei. Ebenso nehmen wir an den Werkwochen der Ost- und Westpreußen in Bad Pyrmont und jetzt in Helmstedt teil, damit die ostpreußischen Handarbeitstechniken nicht vergessen und an jüngere Generationen weitergegeben werden. In unserem Ort Limbach-Oberfrohna sind Elli und Irmgard aktiv im BdV Ostpreußen. Mit ostpreußischen Handarbeitsausstellungen, Gedichten und Erzählungen sowie ostpreußischen Leckereien erfreuen wir bei den Heimatnachmittagen nicht nur unsere Landsleute, sondern halten auch die Erinnerung an unsere Heimat wach. Unsere Heimat werden wir immer in unserem Herzen bewahren!

Irmgard Gläser, Limbach-Oberfrohna



Förderverein Petersgrätz e.V.

Der Verein zur Förderung der deutsch-polnischen Verständigung und Zusammenarbeit mit Piotrówka (Petersgrätz) ist ein ziemlich „junger“ Verein. Er bildete sich am 2. Juli 2005 in Nürnberg, am Rande des Deutschlandtreffens der Schlesier. Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke und ist überregional tätig. Der Vereinssitz ist Oberschweinbach im Landkreis Fürstentumbruck.

Seine Ziele beschreibt der Vereinsname schon ziemlich genau. Vor allem sollen Schulpartnerschaften gepflegt, Partnerschaft mit der jetzigen polnischen Gemeinde gesucht, die Heimatgeschichte von Petersgrätz und deren Muttergemeinden in Schlesien und Böhmen erforscht, Kontakt zu ehemaligen Bewohnern und deren Nachkommen gesucht, Zeitzeugenberichte gesammelt und Unterstützung bei der Erhaltung vorhandener Denkmale gegeben werden.

Der Ort Petersgrätz ist ein besonderer in Oberschlesien. Er wurde 1832 von den evangelischen Böhmisches Brüdern gegründet. Ab 1740 ließ der preußische König Friedrich der Große evangelische Glaubensflüchtlinge in sein Land. Anfänglich siedelten sie in Hussinetz bei Strehlen. Später 1752 wurde Friedrichsgrätz (Grodziec) in Oberschlesien gegründet. Als auch dort der Platz knapp wurde, kam Petersgrätz als „Filiale“ dazu. 60 Kolonisten machten das Land urbar, bauten Häuser und Wege. Im Jahre 1891 wurde Petersgrätz eine eigenständige Gemeinde und 1892 wurde die evangelische Kirche gebaut. Bei der Volksabstimmung am 20. März 1921 votierten 79 Prozent der Einwohner für den Verbleib bei Deutschland. 1932 waren von den 1535 Einwohnern 1225 evangelisch. Inzwischen hatten sich also auch viele katholische Bürger im Ort niedergelassen. In der Kirche gab es Gottesdienste in tschechischer, deutscher und polnischer Sprache. Am 21. Januar 1945 marschierte die russische Armee in Petersgrätz ein. Ab 26. März 1945 kamen polnische Verwaltungsmitarbeiter in den Ort, und ein Piotr Dada übernahm die Aufgabe des Dorfschulzen. Er spielte in der Anfangszeit eine üble Rolle. Während der Vertreibung der Deutschen gingen einige polnische Einwohner und Verwaltungskräfte besonders brutal gegen die Evangelischen vor. Einzelne wurden ermordet, kamen in ein Gefangenenlager für Deutsche in Blotnitz (Błotnica Strzelecka), wurden gefoltert. Einige Nachkommen der böhmischen Brüder wurden in die Tschechoslowakei „ausgesiedelt“. Die Häuser der vertriebenen Bevölkerung nahmen Polen aus Polazycze, was heute zur Ukraine gehört, in Besitz. Der Förderverein mit seinen momentan deutschlandweit 30 Mitgliedern fand nach seiner Gründung sofort einen guten Draht zu den Verantwortlichen der Gemeinde Himmelwitz, dem Ortspfarrer und seinen Bewohnern. Einige Gründungsmitglieder des Vereines bereisten schon vor 2005 den Ort ihrer Vorfahren und stellten die ersten Verbindungen her. Mit einigen Spendenaktionen konnte im Dorf viel erreicht werden. Ein Denkmal für die Dorfgründer, Gedenktafeln für den ersten Pfarrer in Petersgrätz sowie für die Geschichte des Friedhofes wurden re-

alisiert. 2015 wurde das Kriegerdenkmal im Ort erneuert und wird übers Jahr von einem Ortsverein gepflegt. Es gibt starke Verbindungen zur örtlichen Schule, die in Bayern an Schülerwettbewerben teilnimmt und schon oft auf dem Siegtreppchen stand. Bei den Preisübergaben wurden die Schüler von Mitgliedern des Fördervereins betreut. Bücher und Lernunterlagen stellten die Mitglieder des Vereines für den Deutschunterricht zur Verfügung, für den Kindergarten gab es Spielzeug. Der Ortserneuerungsverein von Petersgrätz wird finanziell und materiell unterstützt. Für den Ortspfarrer ist der Förderverein ein treuer Partner bei vielen Projekten in seiner Kirche. Ob Innenrenovierung, Heizungseinbau oder Orgelerneuerung, bisher konnte der Verein immer helfen. Der Pfarrer besitzt noch ein Taufbuch der Jahre 1881 bis August 1935 in der schönen altdeutschen Schrift. Dieses transkribierten zwei Mitglieder des Fördervereins in die heute gebräuchliche Schrift. So ist bei konkreten Anfragen von Nachfahren der ehemaligen Dorfbewohner oder Familienforschern auch eine Auskunft möglich. Die Gemeinde honoriert die Arbeit des Fördervereins mit Einladungen zum jährlichen Erntedankfest. Dort sind die Mitglieder gern gesehene Ehrengäste. 2019 übergab der langjährige Vorsitzende des Vereins die Verantwortung in jüngere Hände. Dr. Daniel Franzkowski leitet nun die Geschicke des Fördervereins. Mit seinen polnischen und tschechischen Sprachkenntnissen bringt er die besten Voraussetzungen mit, neue Wege zu gehen und neue Ideen zu verwirklichen. Neuen interessierte Mitglieder heißt der Förderverein ausdrücklich willkommen. Die Altersstruktur hat sich doch stark erhöht. Inzwischen entstehen die ersten Verbindungen nach Böhmen, in die Herkunftsorte der damaligen Glaubensflüchtlinge. Gibt es unter Ihnen vielleicht auch ein paar ursprünglich „Böhmische“? Vielleicht kennen Sie jemanden mit diesen Namen oder Sie sind selbst darunter? Sterzik, Horak, Kratochwil, Bredel, Dlugosch, Skrownny, Kaudelka, Giesa, Deditius, Neveczerzel, Standera, Pega, Utikal, Duschek, Nowak, Scherne, Radimerski, Sezik, Kautetzki, Franz, Spura, Karliczek, Foltin, Krassni, Neumann, Swoboda, Gatzka, Adamira, Malli, Obstroj, Richter, Krassa, Horak, Jellen, Mühlheim, Glensky, Kleinert, Prohaska, Schreiber, Malik, Viertel. Das sind die Nachnamen der ersten Siedler des Ortes. Bestimmt gibt es geschichtsinteressierte Mitmenschen, die uns unterstützen wollen. Diese besondere Geschichte begeistert und braucht Sie! Die Ortsgeschichte und die seines ersten Pfarrers wurde durch zwei vom Förderverein herausgegebene Bücher dokumentiert. 2009 erschien „Petersgrätz“ und 2012 „Pastor Peter Schikora“, eine Biographie des Dorfgründers und ersten Pfarrers von Petersgrätz. Letzterer Titel wurde in polnischer, deutscher und tschechischer Sprache (in einem Band) veröffentlicht. Petersgrätz besitzt wegen seiner starken deutschen Minderheit ein zweisprachiges Ortsschild. Zum Ende noch der Verweis auf die neugestaltete Netzseite des Vereines. Sie finden diese unter: www.fv-petersgraetz.de Schauen Sie rein!

Friedemann Scholz

Königsberg hat eine einzigartige Geschichte

*Tradition heißt nicht, Asche aufzubewahren,
sondern eine Fackel am Brennen zu halten*
(Jean Jaurès)

Als in Ostpreußen Geborener interessiere ich mich natürlich im Besonderen für diese alte deutsche Heimat. Ich wurde im Mai 1946 in Pobethen (Ramonowo) im ostpreußischen Samland geboren. Meine Angehörigen, die Mutti und die Oma, lebten in Groß-Nuhr, Kreis Wehlau (Snamensk). Die Eltern meiner Frau Barbara lebten in Labiau (Polesk). Im Januar 1945 flüchteten sie mit tausenden Anderen aus Ostpreußen. Barbara wurde im April 1945 (immer noch auf der Flucht) in Laage bei Rostock geboren. Sie landete mit ihren Eltern, ebenso wie ich mit Mutti und Oma, in für uns unbekanntem Dörfern in Thüringen. 1500 km für immer weg von zu Hause! Das Leben in der DDR, ohne jegliche Informationen über die verlorene Heimat, will ich nicht weiter erwähnen. Aus Königsberg wurde Kaliningrad. Das gesamte nördliche Ostpreußen wurde das Kaliningrader Gebiet, Oblast Kaliningrad. Ein Territorium so groß wie Schleswig-Holstein wurde zum militärischen Sperrgebiet erklärt. Für uns war also ein Wiedersehen undenkbar geworden.

Als wir, meine Frau Barbara und ich, 2010 dem Wunsch meiner Tochter Katja entsprechend, die erste Reise organisiert und angetreten hatten, wussten wir nicht so richtig, wohin sie geht. Wir wussten schon, dass wir in die ehemalige Sowjetunion fahren. Den Berichten, von vor uns dort hin gereisten ehemaligen „Ostpreußen“ folgend, war nicht viel Gutes zu erwarten. Sicher waren wir uns darüber, dass wir gut aufgenommen werden. Das erwiesen uns die vorher aufgebauten Kontakte mit „Russen“ aus dem Oblast Kaliningrad. Genau so war es!

Doch nun zur Reise und den Eindrücken zu Königsberg (Kaliningrad) 2010. Unsere PKW-Reise führte uns in Küstrin nach Polen. Dort fuhren wir ca. 600 km durch Dörfer, Städte und Wälder, immer auf der alten Reichsstraße 1 bis zur polnisch-russischen Grenze bei Heiligenbeil (Mononowo). Man muss keine neonazistischen Gedanken hegen, um festzustellen, dass wir durch ehemalige deutsche Gebiete gefahren sind. Sachsen, Brandenburg (Landsberg), Pommern (Deutsch-Krone), Westpreußen (Frauenburg, Elbing) bis Nord-Ostpreußen.

Nach der Grenzabfertigung in Braunsberg/Heiligenbeil, die ohne Probleme verlief, machten wir hinter Heiligenbeil auf einer kleinen Anhöhe eine Pause. Von hier ist das Frische Haff zu sehen. Ich stand starr! Meine Tochter Katja fragt: „Was ist mit dir, Papa?“ ... Ich sehe die Bilder der flüchtenden Ostpreußen über das Eis des Frischen Haffs, wie ich diese von Dokumentationen kenne. Diese Pause brachte mich in meine Heimat Ostpreußen, getragen von tiefer Trauer über das, was unsere Eltern erlitten hatten.

Nach 50 Kilometern fuhren wir durch das Brandenburger Tor ins Stadtzentrum Königsbergs. Eine verrückte Stadt! Pulsierend ... nicht ganz so modern wie Leipzig ... aber aufregend auf den ersten Blick. Ein freundlicher Taxi-Fah-

rer zeigte uns den Weg nach Tabiau (Gwardeisk), unserer ersten Unterkunft in Russland. Plötzlich fuhren wir wieder auf der Reichsstraße 1. Schnell fanden wir die Straße 1. Mai Nr. 6. Das ist ein Siedlungsgebiet, in der Nazizeit errichtet, wie viele Orte im damaligen Deutschland. Der Tacho zeigte 1100 Kilometer Fahrstrecke an.

Von Anna Micheeva und ihrer Familie wurden wir herzlich begrüßt. Die erste russische Mahlzeit waren Pellemen und ein lustiges Wässerchen (Wodka) dazu. An diesem Abend unterhielten wir uns lange über die sowjetische Geschichte des Königsberger Gebietes und die Geschichte der DDR. Anna sprach gut deutsch und ich ein wenig russisch. Sehr interessant waren auch die Gespräche über die Entwicklung in der „Neuen Zeit“ in beiden Gebieten. Uns wurde deutlich, dass die jetzigen dort lebenden russischen Menschen ein großes Problem mit der Entwicklung von Privateigentum haben. Der Kapitalismus hatte dort für alle ganz hart zugeschlagen. Die Menschen wurden vom Feudalismus in den Kapitalismus geschickt. Privateigentum und Selbständigkeit kannten sie nicht.

Die nächsten zehn Tage füllten wir mit der Spurensuche der für uns wichtigen Orte, der Heimat unserer Eltern (Groß-Nuhr, Groß-Bärwalde und Labiau) und meinem Geburtsort Pobethen.

In meinem nächsten Beitrag berichte ich über die herrliche Stadt Königsberg, die deutsche Geschichte mit der altbekannten Architektur, ihrer Kultur, der reizenden Landschaft, den Ostseestrand mit Palmnicken, Pillau, Rauschen, Cranz und der Kurischen Nehrung. Ich werde über Begegnungen mit russischen Menschen und Vereinen berichten, mit denen wir freundschaftliche Gemeinsamkeiten haben.

*Heimatliche Grüße erhalten Sie von
Barbara und Eberhard Grashoff*



Blick auf die Dominsel in Königsberg mit dem wiederaufgebauten Dom

Vertriebene Sachsen?

Nachtrag zu „70 Jahre Charta der Heimatvertriebenen“

Zu den Unterzeichnern der Charta gehörten keine Sachsen. Wie auch? Sachsen lag in der SBZ/DDR, das nach Definition der Vertriebenengesetze nicht zu den verlorenen Heimatgebieten zählte. Das stimmt nicht ganz!

Sachsen reichte im Südosten des Landes über die Lausitzer Neiße hinaus. Der sog. Zittauer Zipfel ist ein 142 Quadratkilometer großes Gebiet mit 22 Gemeinden, in dem bei der letzten Volkszählung 1939 etwa 24.000 Bewohner lebten – Deutsche, Sachsen, Oberlausitzer! Sie wurden am 22. Juni 1945 aus ihrer Heimat vertrieben – „nausgeschmissn!“. Ungefähr ein Viertel von ihnen hat sich in Westdeutschland niedergelassen. Für diese war es sehr schwer, in den Genuss des Lastenausgleichs zu kommen, denn den Behörden konnte nur schwer verständlich gemacht werden, dass man

zwar landsmannschaftlich Sachse, Oberlausitzer gar sei, aber eben auch zu den Vertriebenen gehören würde. Auch in den Vertriebenenverbänden haben sie keine Heimstatt gefunden. Einige wurden zwar Mitglied in den Schlesiergruppen, aber da man kein Schlesier war, fand man auch da kein Gehör. Auch die Bundeslandsmannschaft Sachsen war kein Interessenvertreter, da es hier vordergründig um kulturelle Erinnerung an das in der SBZ gelegene Gebiet ging, nicht um materielle Entschädigung und Ansprüche. So waren die vertriebenen Sachsen in einem doppelten Sinne heimatlos, einerseits der tatsächliche Heimatverlust, andererseits ohne Interessenvertreter, ohne Sachwalter ihrer Interessen.

Dr. Lars-Arne Dannenberg

ZUM SCHMUNZELN

Strolche aller Länder, vereinigt euch!

Eine nette Anekdote über das deutsch-polnische Verhältnis

Nach dem Abschluss meines Studiums Mitte der Siebzigerjahre und dem Kauf meines ersten Autos habe ich fast jedes Jahr polnische Bekannte meiner Eltern in der Heimat unserer Familie in Polen besucht. Manche Gastgeber waren innerhalb von Polen umgezogen. Dann musste ich weite Strecken zurücklegen. Das verleitete dazu, das Gaspedal bis zum Anschlag durchzudrücken. Bei einem alten Käfer war das völlig ungefährlich. Es reichte trotzdem aus, um die damals in Polen hauptsächlich gefahrenen Kleinwagen zu überholen. Diese fahrbaren Untersätze der Trabiklasse hörten auf den romantischen Namen Syrena (Meerjungfrau). Allerdings habe ich diesem Autotersatz selten eine der vielen hübschen jungen Polinnen entsteigen sehen, geschweige denn eine halb nackte Meerjungfrau, sondern meistens ältere mürrische Männer. Zudem verbreiteten diese Wägelchen nicht den Duft von Seerosen, wie es die Pflicht einer Meerjungfrau gewesen wäre. Sie stanken wie alle Zweitakter.

Bei einer Fahrt von Nakel/Naklo nach Neidenburg/Nidzica in Ostpreußen fuhr längerer Zeit eine Syrena vor mir. Die Farben und der Geruch der Auspuffgase ließen mich vermuten, dass mein Vordermann sein Auto mit Schwarztorf befeuerte. Ich unterdrückte das Würgen im Hals und versuchte, ihn zu überholen. Es gelang mir zunächst nicht. Als wir an einer Bahnschranke warten mussten, stieg ich aus. Auch mein Konkurrent öffnete seine vernehmlich quietschende Fahrertür. Ich langte in mein Auto und holte eine Büchse mit Ölspray. Mit Zeichen und

einigen deutschen Sprachbrocken machte ich ihm deutlich, dass die Türscharniere seines polnischen Autos seit langem auf dieses deutsche Wundermittel gewartet hatten. Er bedankte sich in Englisch und sagte dann lachend: „Deutsch, gut!“

Nachdem sich die Bahnschranken gehoben hatten, ging das Rennen weiter. Als die Straße breiter wurde und leicht anstieg, wahrte ich meine Chance, die Poleposition zu übernehmen, und überholte in einer leichten Kurve. Ich schaffte es. Das Gefühl, ein zweiter Fangio zu sein, hielt aber nicht lange an. Vor meinem Konkurrenten war ein Polizeiauto gefahren, das mir mit der Lichthupe signalisierte, anzuhalten. Mein Konkurrent zeigte Fairness, blieb ebenfalls stehen und übersetzte die peinlichen Fragen der Polizisten. Dann zog er sich zurück, fuhr weiter und ich bezahlte mein Bußgeld. Ich beschloss, meine Rennfahrerkarriere zu beenden und gemütlich weiter zu fahren. Im Rückspiegel konnte ich beobachten, dass die Polizisten erstaunlicherweise keine Anstalten machten, ihre Fahrt fortzusetzen.

Nach einigen Kilometern sah ich meinen Kollegen aus dem „polnischen Rennfahrerstell“ am Fahrbahnrand stehen. Er winkte, ich hielt an. Von ihm erfuhr ich, warum sich Polizisten entschlossen hatten, ihren „Boxenstopp“ zu verlängern. Er hatte auf der dreckigen Frontscheibe ihres Autos das Ölspray ausprobiert. „Deutsch, gut!“ sagte er wieder lachend zum Abschied.

Friedrich Zempel

Julia Herb zum 75. Geburtstag



Bereits am 2. September 2020 feierte Julia Herb ihren 75. Geburtstag. Dass wir erst jetzt gratulieren, zeigt nur ihre große Bescheidenheit. Julia Herb, geborene Bauer, wurde in Kopejsk im Ural geboren, wo ihr Vater nach der Deportation Arbeit in einer Kohlengrube gefunden hatte. Eigentlich stammte ihre Familie aus Annenfeld im heutigen Aserbaidschan, weshalb ihre Familie zu den Kaukasusdeutschen zählt. Nach Stalins Tod versuchte die Familie einen Neuanfang in der alten Heimat, wurde aber erneut vertrieben und zog in ein Dorf nach Südkasachstan unter Deutsche und Griechen. Julia studierte Technologie für Fleisch- und Milchprodukte, trug sich aber schon lange mit dem Gedanken nach Deutschland auszureisen. Für diesen Wunsch zog sie sogar mit ihrem Mann nach Estland, da das Gerücht kursierte, dass die Ausreise aus dem Baltikum leichter sei. Aber es dauerte noch mehrere Jahre, bis Julia Herb schließlich 1994 ausreisen durfte und nach Dresden kam. Hier engagierte sie sich sofort in der Landsmannschaft, singt im Chor Silberklang und leitet nun schon seit mehreren Jahren aktiv die Ortsgruppe Dresden, wo neben zwei Sportgruppen auch eine Beratungsstelle für Migranten besteht. Dafür danken wir Julia Herb ganz herzlich und wünschen alles Gute!

Dr. Lars-Arne Dannenberg

Silvia Koziolk-Beier zum 60. Geburtstag

Am 16. Januar 2021 feierte unser Mitglied Silvia Koziolk-Beier ihren 60. Geburtstag. Sie wurde in Groß-Strehlitz in Oberschlesien geboren. Aufgewachsen ist sie in Lasisk, einer Gemeinde von Himmelwitz, ca. 10 km von Groß-Strehlitz entfernt. Durch die Heirat mit Martin Beier, einem Baden-Württemberger, kam sie zu ihrem Doppelnamen. Sie pendelt momentan noch zwischen Groß-Strehlitz, Baden-Württemberg und Görlitz. Dort erwarb sie ein Haus, was sie ausbauen und neu beleben will. Es soll auch der landsmannschaftlichen Arbeit für Schlesien dienen, denn Silvia Koziolk-Beier ist eine Stütze unserer Landsmannschaft, da sie als vereidigte Dolmetscherin die Verbindung zu den polnischen Partnern unserer Projekte herstellt und hält. Durch ihren zweiten Wohnsitz in Groß-Strehlitz/Oberschlesien kennt sie die Mentalität der polnischen Menschen sowie die Arbeitsweise und Gepflogenheiten der staatlichen Institutionen. Als Beispiel ihrer Arbeit soll die Verbindung zur Gemeinde Langewiese (Długołęka) genannt werden. Mit diesem Partner wollen wir im Schlosspark Sibyllenort ein erstes Projekt beginnen. Dabei hat sie erfolgreich den Kontakt aufgebaut und bei einem ersten Besuch vor Ort die Übersetzungsarbeit übernommen. Frau Koziolk-Beier bekleidet weitere Ehrenämter. Unter anderem ist sie stellvertretende Vorsitzende im Verein EuB und für die Landfrauen in Oberschlesien tätig. Wir wünschen alles Gute und viel Kraft!

*Friedrich Zempel
im Namen der Landsmannschaft Schlesien*



Peter Wegelin um 70. Geburtstag

Herzlichen Glückwunsch zum 70. Geburtstag!
Peter Wegelin ist seit nahezu 25 Jahren musikalischer Begleiter des Chores Lied der Heimat vom BdV-Kreisverband Leipzig, den seine Ehefrau Rosa Wegelin leitet. Er ist ein exzellenter Solist für Klavier und Akkordeon, musikalischer Leiter des Ensembles „Gshelka“, unterstützt und begleitet öfter auch Sonnenschein, begleitet Solisten des Ensembles „Sonnenschein“ bei Wettbewerbsteilnahmen und hat u.a. mit einem Jungen 2019 in Prag einen Preis gewonnen. Darüber hinaus hat er vor über einem halben Jahrzehnt gemeinsam mit seiner Frau Rosa in Leipzig-Grünau die Veranstaltungsreihe „Alles singt“ (für Senioren) mit Leben ausgefüllt, die sich nach wie vor monatlich großer Beliebtheit erfreut und rege besucht wird. In diesem Rahmen nimmt er auch während der „Grünauer Tastentage“ an Sommerkonzerten teil. Erwähnenswert sind auch die seit vielen Jahren viermal jährlich organisierten Familienkonzerte der Wegelins mit Kindern und Enkelkindern, an denen auch ihr Sohn als Cellist und die Schwiegertochter als Bratscherin, die jeweils als Profis in einem Sinfonieorchester spielen, teilnehmen. Peter und Rosa Wegelin sind Deutsche aus Russland (Ufa) und neben dem BdV im Dachverband der sächsischen (Spät-)Aussiedler (AVS e.V.) organisiert. Sie unterstützen ehrenamtlich aktiv auch die LmDR Sachsen und das Deutsch-Russische Zentrum Sachsen e.V. (DRZ).

Dr. Manfred Hellmund



Dr. Margarita Zyganow-Unruh zum 85. Geburtstag

Margarita Zyganowa wurde am 5. April 1936 in Taschkent in einer deutschen Familie geboren, die aufgrund ihres mennonitischen Glaubens im 19. Jahrhundert nach Russland ausgewandert war. Wie alle Deutschen wurde auch ihre Familie 1941 unter dem Vorwurf Nazikollaborateure zu sein aus ihrer Heimat zwangsdeportiert. Ihre Familie wurde nach Usbekistan, in die Nähe von Gischdowan ausgesiedelt, wo Margarita mit ihren beiden Schwestern unter muslimischen Usbeken bei ihrer Tante aufwuchs, da man ihre Mutter für zehn Jahre ins Gefängnis gesteckt hatte. Nur zu Hause wurde deutsch gesprochen und gebetet. Da deutsche Kinder nicht zur Schule gehen durften, wurde Margarita anfangs von ihrer älteren Schwester unterrichtet, ehe sie später gleich in die 5. Klasse eingeschult wurde. Nach dem Abschluss der 10. Klasse studiert sie in Taschkent Chemie. 1966 promovierte Margarita im Fach Chemie. Im selben Jahr trennte sie sich von ihrem Mann, einem Russen, der sie nicht gut behandelte und sogar als Faschisten beschimpfte. Sie zog mit ihrer Tochter in die Hauptstadt Taschkent. Aber schon lange bemühte sie sich um die Ausreise nach Deutschland, die



endlich 1992 genehmigt wurde. Gemeinsam mit ihren beiden Schwestern kam sie aufgrund des Königsberger Schlüssels in das sächsische Chemnitz, obwohl sie dort keine Verwandten hatte.

In Chemnitz engagierte sich Margarita in mehreren Vereinen. Sie war aktiv in der AWO-Aussiedlerhilfe und engagierte sich bis heute bei der Landsmannschaft der

Deutschen aus Russland, deren Mitglied sie seit 1994 ist. Liebe Margarita – herzlichen Glückwunsch zum 85. Geburtstag! Wir wünschen Dir beste Gesundheit und weiterhin ein erfülltes Leben!

*Vorstand der Landesgruppe Sachsen
und der Ortsgruppe Chemnitz*

Eberhard Grashoff zum 75. Geburtstag

Herzlichen Glückwunsch zum 75. Geburtstag an den stellvertretenden Vorsitzenden der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen in Sachsen. Eberhard Grashoff organisiert gemeinsam mit seiner Ehefrau, Barbara Tews-Grashoff (die im vergangenen Jahr 75 Jahre alt wurde), seinen Kindern und Enkeln seit mehreren Jahren Treffen der Ost- und Westpreußen in Leipzig, die inzwischen auch über die Landesgrenzen hinaus Zuspruch gefunden haben. Jährlich organisiert er Reisen ins Königsberg/Kaliningrader Gebiet und unterhält laufende Kontakte zu den Menschen und Institutionen, u. a. Museen, im russischen Teil Ostpreußens. Dabei leistet er auch Unterstützung bei der Beschaffung von z.B. Mu-

sealien für ein Schulmuseum. Er arbeitet aktiv mit der Landsmannschaft Ostpreußen auf Bundesebene sowie auch seiner Heimatkreisgemeinschaft Wehlau und der seiner Ehefrau, Fischhausen, zusammen und ist Impulsgeber in der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen in Sachsen. Die Familie und die Leipziger Ortsgruppe der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen sind Mitglieder im Aussiedlerverband Sachsen und unterstützen ehrenamtlich aktiv auch die Arbeit der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland und des Deutsch-Russischen Zentrums.

Friedrich Zempel



Barbara Tews-Grashoff und Eberhard Grashoff auf der Düne in Nidden (Nida), Kurische Nehrung

Lilli Tews

zum 65. Geburtstag

Lilli Tews wurde am 26. Mai 1956 in Bolschaja Retschka im Gebiet Irkutsk als Kind deutschstämmiger Eltern geboren. Sie wuchs in Sibirien auf und studierte in Irkutsk Ökonomie und Organisation des Bauwesens. Dort lernte sie auch ihren Ehemann kennen.

Lillis Vorfahren folgten einst dem Ruf Katharinas II. und siedelten sich im Gebiet der späteren Wolgarepublik an. 1941 mit deren Zerschlagung teilten sie mit den Landsleuten das Schicksal der Deportation – ihr Weg führte nach Sibirien. Die schwierigen Bedingungen unter sowjetischen Verhältnissen ließen den immer stärker werdenden Wunsch und das Verlangen, die auch vererbt wurden, nach Rückkehr in die Heimat der Vorfahren – nach Deutschland – beständig wachsen.

Nachdem bereits Ende der 1970er Jahre mehrere Verwandte aus den Familien der Eheleute in die DDR ausgeharrt waren, denen 1980 auch die Eltern folgten, wollten auch Lilli und ihr Mann nach Deutschland, in das Land ihrer Vorfahren. Das gelang ihnen nach der Geburt ihres ersten Sohnes 1981. Von Lillis Eltern in Karl-Marx-Stadt, dem heutigen Chemnitz, freudig empfangen, ging's an den Aufbau der Existenz in der neuen Heimat. Lilli arbeitete sich bei der Ingenieurprojektierung ein und ihr Mann als Elektriker. Bald darauf wurde auch der zweite Sohn, dann schon in Karl-Marx-Stadt geboren, und später bauten sie sich ein eigenes Haus, was für sie „der Inbegriff von Heimat, von Angekommensein“ war.

Mit der Wiedervereinigung Deutschlands engagierte sich Lilli sofort für die bis dahin nicht mögliche Organisation der Spätaussiedler in der ehemaligen DDR und speziell in Chemnitz. Als neues Mitglied der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland nahm sie sofort die Fäden in die Hand und war bereits am 3. November 1990 Mitgründerin der Ortsgruppe Chemnitz der LmDR.

Seitdem arrangiert sie sich aktiv als Vorstandsmitglied für die Sozialarbeit sowie die Pflege der kulturellen Traditionen und Bräuche der Deutschen aus Russland. Nur ein Beispiel dafür ist ihre Mitwirkung bei der Gestaltung und Herausgabe des jüngst erschienenen Buches „Lieder der Deutschen aus dem östlichen Europa“. Folgerichtig wurde sie von den Mitgliedern seit mehreren Legislaturperioden auch in den Landesvorstand gewählt und nunmehr auch als Beisitzerin in den Vorstand des Landesverbandes der Vertriebenen und Spätaussiedler Sachsen/Schlesische Lausitz. Darüber hinaus sind ihre Erfahrungen und Ratschläge auch im Dachverband der Sächsischen Spätaussiedler – Aussiedlerverband Sachsen gefragt und geschätzt.

Bei ihrem Engagement versteht es Lilli in hervorragender Weise Job und Ehrenamt in Einklang zu bringen.

Heute, anlässlich ihres 65. Geburtstages, ist eine besondere Gelegenheit, Dir unser herzlichstes Dankeschön auszusprechen, Dir Gesundheit, persönliches Wohlergehen und weiterhin die Motivation für Dein ehrenamtliches Engagement zu wünschen, die Dir den nunmehr auch beginnenden neuen Lebensabschnitt mit Freude erfüllen

sollen. Wir stehen fest an Deiner Seite und bauen auf eine noch lange währende konstruktive und freundschaftliche Zusammenarbeit.

Vorstand der OG Chemnitz und LG Sachsen



Abschied von Gerda Böhmer

Der Bund der Vertriebenen im Vogtland trauert um Frau Gerda Böhmer - langjähriges initiativreiches Vorstandsmitglied. Im Alter von 91 Jahren ist sie am 5. Januar 2021 friedlich entschlafen. Sie stammt aus Pilgramsdorf, Kreis Goldberg in Schlesien. Dort war sie nach Kriegsende zu Zwangsarbeit verpflichtet worden, bevor sie dann vertrieben wurde und ins Vogtland kam.

Frau Böhmer hat sehr aktiv dazu beigetragen, dass sich die Vertriebenen der unterschiedlichen Heimatgebiete wieder hier zusammenfanden und gemeinsam die Tradition und Historie pflegen konnten. Herzensangelegenheit war ihr vor allem, das Geschehen der Vertreibungen des 2. Weltkrieges zu vermitteln und das Vermächtnis von Kultur und Tradition der Heimatländer vorwiegend an jüngere Generationen weiter zu geben. Viele Projekte mit Schulen, Universitäten, Museen, Archiven und Zusammenarbeit mit Institutionen in den Heimatländern legen davon Zeugnis.

Schlesische Mundart hat sie zu sehr vielen Gelegenheiten gerne vorgetragen. Sie besitzt einen bemerkenswerten Bestand an Trachten der Heimatländer, den sie z. T. von Hei-

matfreunden übernommen hat oder nach Bildvorlagen neu angefertigt hat. Mit der Trachtengruppe wurden diese oft gezeigt. Im Handarbeitszirkel, den sie leitete, werden traditionelle und allgemeine Techniken gepflegt. Im Museum der Stadt Auerbach befindet sich die Dauerausstellung „Heimatvertriebene im sächsischen Vogtland – Flucht Vertreibung Neubeginn“. Diese Ausstellung ist mit wesentlicher Zuarbeit unseres Kreisverbandes entstanden. Sie enthält u.a. auch einen Video-Beitrag mit Frau Böhmer und viele Zeitzeugenberichte und Gegenstände der Heimatvertriebenen.

In der Heimatstube des Verbandes (Rebesgrün, Hauptstr. 70) können Besucher Einsicht in den Bestand an Literatur, Bildern, Projektbeschreibungen und traditionelle Gegenstände der Heimatländer nehmen. Dort befindet sich jetzt auch der diesbezügliche Nachlass von Frau Böhmer. Wir hoffen, dass trotz Corona-Einschränkungen, die Heimatstube und das Museum bald wieder öffnen können.

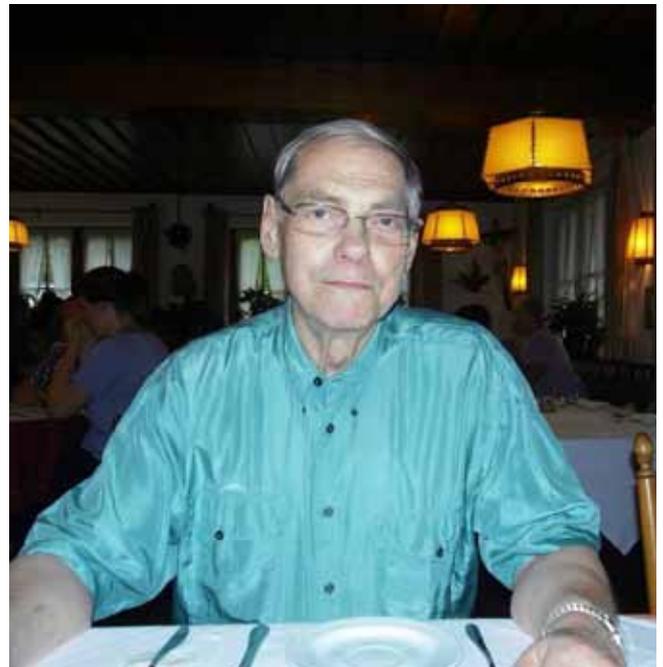
Dr. Herbert Gall,

Mitglied des Vorstandes BdV-Kreisverband Vogtland e.V.

Abschied von Dietmar Hübler

Am 25. April 2021, genau an seinem 80. Geburtstag, starb Dietmar Hübler an einer heimtückischen Krebserkrankung zu Hause in Dahlen im Beisein seiner Frau Erika und seines jüngsten Sohnes. Dietmar Hübler wurde am 25. April 1941 in Klösterle an der Eger (Kláštěrec nad Ohří) geboren. Nach seiner Vertreibung fand er in Sachsen eine neue Heimat, wo er heiratete und mit seiner Frau Erika drei Söhne und mittlerweile elf Enkel und vier Urenkel bekam. Er erlernte den Beruf des Elektrikers und entwickelte eine Sammelleidenschaft für alte Funkgeräte. Sein besonderes Hobby war das Amateur-Funken, sodass er schon immer einen „weiten“ Blick, auch über Landesgrenzen hinweg, besaß. Ehrenamtlich engagierte er sich in der Politik, wo ihm die CDU mit ihren konservativen Werten Heimstatt war, und nicht zuletzt in der Sudetendeutschen Landsmannschaft im Landesverband Sachsen e. V., deren langjähriger Vorsitzender er war, um auf diese Weise die Erinnerung an die frühere Heimat wachzuhalten.

Dr. Jens Baumann und Sophie Hübler



VERANSTALTUNGEN

Bitte halten Sie sich folgende Termine 2021 frei, aber beachten Sie, dass coronabedingte Änderungen auftreten können:

- 24.-26. Juni Kreisbereisung – verschoben
- 10. Juli Landesverbandstag in Chemnitz, Pentahotel

- 3. Oktober Chöretreffen in Verbindung mit dem Erntedankfest in Reichenbach/OL

Aktuelle Informationen erhalten Sie auch über www.smi.sachsen.de – dort suchen bei Schnelleinstieg, dann bitte bei Beauftragter weiterlesen.

Matěj Spurný: Der lange Schatten der Vertreibung. Ethnizität und Aufbau des Sozialismus in tschechischen Grenzgebieten (1945–1960), Verlag Harrassowitz Wiesbaden 2019, 340 Seiten mit 64 Abbildungen, 38,00 Euro, ISBN 978-3-447-11186-7

Wie ging es weiter im Sudetenland nach der Vertreibung der Deutschen aus Böhmen und Mähren? Wer sich diese Frage stellt, wird in dem Buch des 1979 in Prag geborenen tschechischen Historikers Matěj Spurný zahlreiche Antworten finden. Es ist die deutsche Übersetzung eines bereits 2011 in tschechischer Sprache publizierten Buches, das in der Tschechischen Republik für Furore sorgte. Denn Spurný bricht mit einem in der tschechischen Öffentlichkeit verbreiteten Denkschema, dass nämlich die Tschechoslowakei nach 1945 eine demokratische Nachkriegsordnung erhalten habe und erst 1948 in eine kommunistische Diktatur geschlittert sei. Er zeigt unmissverständlich, dass Zwangsmaßnahmen, Verfolgungen und Rassismus seit Kriegsende die tschechoslowakische Nachkriegsgesellschaft prägten. Im Gegensatz zur ersten Tschechoslowakischen Republik, die faktisch ein Nationalitätenstaat war, strebte man nach der Wiedergründung des Staates eine ethnisch und sozial homogene Gesellschaft an. Alle Gruppen und Minderheiten, die nicht in das Schema hineinpassten, litten unter Ressentiments, Benachteiligungen, Stigmatisierungen oder staatlich sanktionierter Gewalt.

Spurný erklärt das am Beispiel der Neubesiedlung des früheren deutschen Siedlungsgebiets. Nach Ende der Zwangsaussiedlung im Dezember 1946 waren viele Deutsche in der alten Heimat geblieben – weil sie als Antifaschisten galten, weil sie in „Mischehe“ mit einem tschechischen Ehepartner lebten oder weil sie in Bergwerken oder Betrieben gebraucht wurden. Es gab um 1950 im Böhmerwald und im Erzgebirge sogar noch Dörfer mit deutscher Bevölkerungsmehrheit. Die zahlreichen Fallbeispiele belegen, welchem „Alltagsrassismus“ diese Deutschen ausgesetzt waren. Die Häuser waren konfisziert und wurden auch denen, die die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft erhielten, nur selten zurückgegeben; der Lohn war bis 1948 um 20 Prozent reduziert; wenn Deutsche ihre Muttersprache verwendeten, wurden sie denunziert. Erst 1950 erhielten die meisten Deutschen die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft zurück, wobei sich allerdings rund 40.000 weigerten und staatenlos blieben. Ein hoher Druck lastete auf den deutschen Ehepartnern in „Mischehen“, denn zeitweise wurde ihre Abschiebung erwogen. Besonders schlimm erging es Juden deutscher Muttersprache, die die Verfolgungen des NS-Regimes überlebt hatten. Die „arisierten“ Vermögen wurden nicht zurückgegeben; die Opfer der nationalsozialistischen Rassenideologie wurden als „Deutsche“ und damit als Staatfeinde behandelt. Demzufolge verließ ein Großteil der deutschsprachigen Juden die Tschechoslowakei.

Spurný erweitert die Perspektive, indem er auch andere Gruppen in den Grenzgebieten in den Blick nimmt, die ebenso Skepsis und Benachteiligung ausgesetzt waren.

Etwa die tschechischen Altansässigen, die schon immer im Sudetenland gewohnt und 1938 deutsche Staatsbürger geworden waren. Sie hatten – trotz ihres tschechischen Nationalismus – oftmals enge soziale Beziehungen zur deutschen Restbevölkerung. „Nun jedoch, da die Deutschen besiegt, gedemütigt und marginalisiert waren, mussten sie erkennen, wie viel Tschechen und Deutsche im Grenz-

gebiet einander verdankten und dass die Einheimischen untereinander mehr Gemeinsamkeiten teilten als mit den Neuanrücklingen.“ (S. 55). Die ankommenden Tschechen beargwöhnten die altansässigen Tschechen genau wie die verbliebenen Deutschen. Und auch manche der tschechischen Neusiedler, auf die man große Hoffnungen gesetzt hatte, galten als „unzuverlässig“, etwa die Wolhynientschechen, die ab 1946 aus der Sowjetunion in die Tschechoslowakei umgesiedelt wurden. Ihre Vorfahren waren zwischen 1868 und 1880 nach Wolhynien, damals Russland, ausgewandert. Als neue „Wächter des tschechischen Grenzlands“ waren die Wolhynientschechen im entvölkerten Sudetenland zunächst willkommen. Doch die Neusiedler hatten in der Sowjetunion den stalinistischen Terror erlebt und standen daher den kommunistischen Aufbauplänen ablehnend gegenüber. Auch sonst unterschieden sie sich durch soziale, kulturelle und religiöse Prägungen von der Mehrheit. Missverständnisse und Konflikte begleiteten auch die Ansiedlung tschechischer Remigranten aus dem Ruhrgebiet, aus der Grafschaft Glatz, aus Mittelschlesien und Rumänien.

Ein eigenes Kapitel sind die Roma (ehemals Zigeuner, tschechisch: cikáni), auf die Spurný ausführlich eingeht. Diese stammten aus der Ostslowakei und sollten im ehemals deutsch besiedelten Grenzland sesshaft gemacht werden. Dabei folgte die Tschechoslowakei der sowjetischen Doktrin, wonach es sich bei den „Zigeunern“ nicht um eine eigene Nationalität handele, sondern um Asoziale, die umerzogen und assimiliert werden mussten. Sowohl Behörden als auch die tschechische Bevölkerung begegneten den Roma mit unverhohlenem Rassismus. Nach offizieller Lesart gab es gar keine Roma-Minderheit.

Das Buch kommt zu dem Ergebnis, dass um 1950 die ethnisch und kulturell „abweichenden“ Gruppen – deutsche Restbevölkerung, Roma, tschechische Remigranten aus Westeuropa, Wolhynientschechen, Tschechen, Slowaken und Rusinen aus Rumänien, Griechen, Ungarn, Slowaken, „Optanten“ aus der Karpatoukraine – etwa ein Viertel der Bevölkerung des Grenzlandes ausmachten.

Was hier in wenigen Zeilen zusammengefasst wird, erzählt Spurný in zahlreichen detaillierten Einzelgeschichten, die den Leser berühren und erschüttern. Mit seinem Buch



bringt er eine Vielzahl bislang unbekannter Dokumente und Quellen an die Öffentlichkeit. Für eine Belebung sorgen die zahlreiche Abbildungen, die das Alltagsleben der Minderheiten in der Tschechoslowakei zwischen 1945 und 1960 schildern und die Spurný in privaten Fotoalben entdeckt hat. Nur eine Sache ist zu kritisieren: Im Text werden durchgehend nur die tschechischen Ortsnamen verwendet. Das ist einerseits verständlich, weil die Verwendung deutscher Namen nach 1945 völlig undenkbar war. Andererseits fehlt dem deutschen Leser dadurch ein Stück Orientierung.

Dr. Matthias Donath

Vincent Regente: Flucht und Vertreibung in europäischen Museen. Deutsche, polnische und tschechische Perspektiven im Vergleich, transcript-Verlag Bielefeld 2020, ISBN 978-3-8376-5169-0, 646 Seiten, Buchausgabe 60,00 Euro, kostenfreier Download unter <https://www.transcript-verlag.de/media/pdf/65/c7/38/oa9783839451694g0WTZ-z2asHc82.pdf>

75 Jahre nach den Ereignissen von Flucht und Vertreibung hat diese Zeit nicht nur Eingang in Museen gefunden, sondern die Darstellung in den Museen ist ihrerseits Gegenstand einer Bewertung geworden. 2019 hat Vincent Regente seine Doktorarbeit mit dem gleichen Obertitel, aber einem anderen Untertitel „Konflikte und Annäherungen in Deutschland, Polen und Tschechien“ am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin verteidigt, die nun, nur ein Jahr später, gedruckt vorliegt. Schon sein Eingangszitat verdeutlicht die gesamte Brisanz dieses Themas, wenn er den nationalkonservativen polnischen Publizisten Piotr Semka zitiert, der angesichts der Eröffnung der Dauerausstellung des Museums des Zweiten Weltkrieges in Danzig befürchtet, „aufdringlich von der Erinnerung an die Deutschen als Opfer bei jedem Schritt verfolgt zu werden.“

Wie geht man damit um, wie wird ein emotionales Thema in Museen verarbeitet? Das sind Fragen, die der vorliegende Band klären und analysieren will. Eine neutrale, zumindest versuchte objektivierte Annäherung scheint nahezu unmöglich. Insofern verspricht die Analyse vor dem Hintergrund des Vergleichs spannende Einblicke. Als Vergleichseinrichtungen dienen eben jenes Danziger Museum, das Haus der Europäischen Geschichte in Brüssel, die Planungen der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung in Berlin sowie das Schlesische Museum zu Görlitz und das Schlesische Museum in Kattowitz, außerdem die Planungen für das Museum der deutschsprachigen Bewohner Böhmens in Aussig und das Sudetendeutsche Museum in München, das zwar im Dezember letzten Jahres endlich eröffnet wurde, aber aufgrund der Schutzvorkehrungen zur Pandemiebekämpfung noch nicht für Besucher zugänglich ist.

Es bieten sich also jeweils Danzig und Brüssel, Görlitz und Kattowitz sowie München und Aussig als Vergleichspaare an, wobei allein die mitunter (jahrzehnte-)langen Planungsphasen bis zur Eröffnung die Schwierigkeiten dieses bis heute hochemotional besetzten Themas andeuten. Das Verlust-

empfinden von Heimat scheint bei den betroffenen Zeitzeugen nicht egalisiert zu werden, obwohl die heute noch Lebenden damals kleine Kinder waren und im eigentlichen Sinne Hab und Gut nicht verloren haben, sondern naturgemäß ihre Eltern und Großeltern. Deren Verlustverarbeitung sah anfangs noch anders aus, als in den 1960er bis 1980er Jahren viele Städte und Kreise in Westdeutschland Patenschaften mit den Städten und

Kreisen in den Vertreibungsgebieten bzw. deren einstigen Bewohnern übernommen haben und Heimatstuben entstanden, während in der DDR über Flucht und Vertreibung der Mantel des Schweigens gedeckt wurde.

Heute wird freilich eine andere Erinnerungskultur gepflegt. Wie also gehen die Museen mit diesem Thema um, wie werden Emotionen museal inszeniert? „Diese Arbeit hat die Konstruktion von Geschichte im Diskurs und im Museum zum Gegenstand.“ (S. 19) Es werden aber nicht lediglich die (unterschiedlichen) Darstellungen von Geschichte beschrieben, sondern es kommen auch Akteure zu Wort, ohne dass deren Sichtweise nun analysiert oder dechiffriert werden soll. Auch die unterschiedlichen Narrative in den einzelnen Häusern sollen nicht dekonstruiert werden, wengleich Regente der Meinung ist, „dass eine Annäherung an eine historische Wahrheit [Hervorhebung im Original] möglich ist“ (S. 19).

Entsprechend dieser Vorstellung versucht der Autor in Kapitel 3 „Flucht und Vertreibung der Deutschen als historisches Ereignis“ (S. 95-144) objektiv zu erzählen, um in Kapitel 4 die unterschiedlichen „Diskurse über Flucht und Vertreibung im Kalten Krieg“ (S. 145-194) in der Bundesrepublik Deutschland, in der DDR, in der Volksrepublik Polen und der Tschechoslowakei vorzustellen, die sich nach 1990 gewandelt haben, wie dann in Kapitel 5 (S. 195-274) gezeigt wird.

Natürlich lässt sich Geschichte niemals objektiv erzählen. Es gibt nicht die historische Wahrheit, allenfalls kann man versuchen, eine rein faktenbasierte Geschichte wiederzugeben. Aber selbst dabei wird es schon zu unterschiedlichen Darstellungen und Wiedergaben kommen. Die eigentliche Analyse der Darstellung in den Museen folgt dann der Unterscheidung in „Regionalhistorische Museen“, womit die Schlesischen Museen zu Görlitz und Kattowitz gemeint sind, und „Museumsprojekte mit europäischem Anspruch“ (S. 369-512), das dann für die übrigen Häuser bzw. auch zum damaligen Zeitpunkt nur Konzeptpapiere meint. Es ist das umfangreichste Kapitel. Regente hinterfragt nicht nur die inhaltlichen Konzepte, sondern auch wie diese in die Museumsarchitektur „eingebaut“ wurden. So zog das Schlesische Museum zu Görlitz in den Schönhof, in eines der ältesten Häuser der Stadt, weshalb Rücksicht auf die wertvolle Renaissancearchitektur genommen werden musste. Dazu passt, dass es weniger ei-



nem geschichtsdidaktischen Museum gleicht, als vielmehr einen „kunsthistorischen Charakter“ aufweist.

Was ergab nun die vergleichende Analyse? Bezüglich der Geschichte Schlesiens „äußert sich [das] im SMG [Schlesisches Museum zu Görlitz] in einem liberalen Europeanarrativ und im MSK [Schlesisches Museum Kattowitz] in einer nationalpolnischen Schlesienerzählung.“ (S. 362). Bei der Realisierung von letzterem haben dann also bereits die neuen polnischen Sichtweisen auf die Geschichte Früchte getragen, während sich das SMG möglichst einer Kontroverse aus dem Wege gehend auf ein friedliches, ausgleichendes Europeanarrativ zurückzieht. Bezüglich der sudetendeutschen Museumsprojekte in München und Aussig musste sich der Autor allein mit den Konzepten „begnügen“. Insofern verbietet sich eigentlich eine Bewertung, da erfahrungsgemäß zwischen Konzept und Umsetzung eine Diskrepanz besteht. Mit einem wesentlich umfassenderen Anspruch, nämlich nichts weniger als einem europäischen Kontext sind die Ausstellungen in Berlin, Brüssel und Danzig herangegangen. Darin nehmen die Darstellungen von Flucht und Vertreibung einen unterschiedlichen Stellenwert ein – und das gelingt natürlich unterschiedlich gut. Das Danziger Museum des Zweiten Weltkriegs hat dafür die formidable Ausstellungsfläche von 5.000 Quadratmetern zur Verfügung, was sogar noch das Haus der Europäischen Geschichte in Brüssel übertrifft. Alle drei Häuser sind schon dem Anspruch nach unterschiedlich. Während die Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung einem spezifischen Gründungskontext, nämlich der Forderung des BdV nach einem Zentrum gegen Vertreibung entspringt und sich nach diversen Irrungen und Wirrungen als Dokumentationszentrum begreift, ist das Danziger Haus eher als klassisches Museum mit einem starken Narrativ zu werten, dem entgegen die Brüsseler Einrichtung schon dem Namen nach als „Haus“ auftritt und eher Gesprächsangebote unterbreiten will, also Debatten anstoßen möchte. Das streben allerdings auch die Macher der anderen beiden Einrichtungen explizit an.

Studien wie diese sind enorm wichtig, machen sie doch die unterschiedlichen, meist national gefärbten Herangehensweisen und nicht zuletzt auch die Manipulation der Geschichte deutlich und dienen damit nicht lediglich der Geschichtsvermittlung, sondern sind ihrerseits Ausdruck politischer Konzeptionen.

Eine Besonderheit ist, dass das gesamte Buch als Digitalisat zum Download im Internet bereitsteht, womit eine Förderbedingung umgesetzt wurde.

Dr. Lars-Arne Dannenberg

Ostpreußisches Kulturzentrum Ellingen (Hrsg.): Hörbuch „Ostpreußen - hören ...“, 10,00 Euro

Prächtige Bildbände, umfassende historische Darstellungen, zahllose Biografien – die Literatur zum Thema Ostpreußen wird ständig umfangreicher. Publikationen, die einen tieferen, anschaulichen Einblick in das alltägliche Leben, die Sitten und Gebräuche der damaligen ostpreußi-

schen Bevölkerung bieten, sind jedoch nicht sehr zahlreich. Besonders rar sind Tondokumente, die diese Lücke schließen könnten. Mit dem neu herausgegebenen Hörbuch „Ostpreußen - hören ...“ betritt das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen (Bayern) Neuland. Was heute nicht aufgezeichnet wird, geht für die Zukunft verloren.

Zahlreiche Interviews bieten ein buntes Bild vom Leben der Ostpreußen im Jahreslauf, ferner sind historische Tonbeispiele aus dem Ostmarken-Rundfunk bzw. dem Reichssender Königsberg auf den CDs zu finden. Besonders eindrucksvoll sind kurze literarische Erzählungen in aktuellen Aufnahmen von ostpreußischen Schriftstellern wie Arno Surminski oder Herbert Somplatzki. Auch der Humor kommt durch Beiträge von Herbert Tennigkeit nicht zu kurz. So haben sich die beiden CDs (jeweils etwa 75 Minuten Laufzeit) qualitativ voll füllen lassen. Ein kleines Booklet liefert weitere Informationen. Die Projektleitung und Redaktion hatte der Direktor des Kulturzentrums Ostpreußen Wolfgang Freyberg. Die Interviews führte Gabriela Czarkowska-Kusajda, die später auch alle Beiträge für die CDs geschnitten und arrangiert hat.

Dieses Hörbuch kann für 10,00 Euro plus Porto im Kulturzentrum Ostpreußen, Postfach 17, 91792 Ellingen bestellt werden, auch per Mail: info@kulturzentrum-ostpreussen.de oder Telefon 09141/86440.



Impressum

Herausgeber: Landesverband der Vertriebenen und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen/Schlesische Lausitz e.V., Geschäftsstelle: Heinrich-Heine-Straße 6a, 02977 Hoyerswerda, Telefon: 03571/605187, E-Mail: c.florian-lvs@outlook.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Tel.: 035795/16010
E-Mail: info@zkg-dd.de

Titelbild: Blick auf Kirche und Dorf Pöllandl (Kočevske Poljane), Foto: Dr. Matthias Donath, 2020

Gesamtherstellung: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Käbschütztal OT Niederjahna

Diese Zeitschrift lebt von Ihrem Engagement. Artikel und Beiträge senden Sie bitte an die Redaktion. Übernahme und Kürzung behalten wir uns vor, wir bitten um Ihr Verständnis. Es besteht kein Anspruch auf Abdruck eingesandter Beiträge. Die Autoren tragen die Verantwortung für die Bildrechte der Abbildungen ihrer Artikel. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht die Meinung des Herausgebers bzw. der Redaktion wiedergeben.

Diese Maßnahme wird finanziert mit Steuermitteln auf Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtags beschlossenen Haushalts. <https://lsnq.de/JensBaumann>